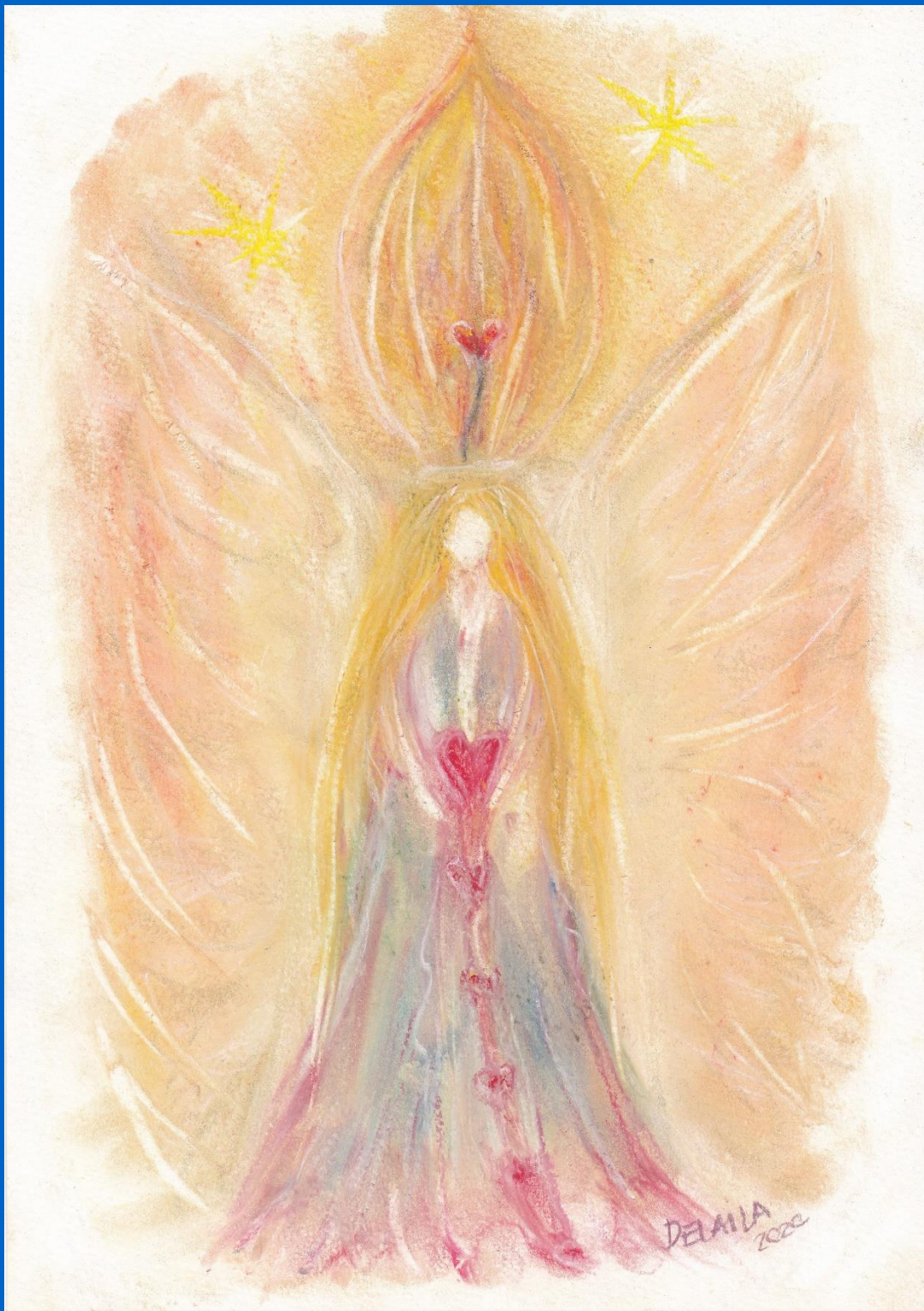


Es weihnachtet sehr



Weihnachtsgeschichten von
Susanna Sarasin

Inhaltsverzeichnis

Das Geld	5
Das Lebkuchenherz.....	11
Der kleine Stern	15
Der Weihnachtsstern.....	19
Die Dorforgel.....	22
Die Intercity-Züge.....	28
Die Schneeflocken	32
Die Weihnatskrippe.....	36
Die Wildlederschuhe.....	40
Weihnachten	44
Das Projekt des lieben Gottes	46
Wie die Kinder Gottes erwachsener werden müssen.....	49
Der Weihnachtsmann greift ein	52
Die Leiden der Null	55
Die Regenbogenfarben	59
Griessbrei und Kartoffeln	62
Die Christuskerze.....	65
Die Spitzbuben.....	69
Wie die Trauer der Wolken die Menschheit bedrohte	73
Das Fünfrappenstück	76
Das Jesusfigürchen	80
Das Christuslicht.....	84
Die Pfaffenhütchen	88
Engel auf Erden	91
Wie aus Brei Weihnachten wird	95
Die leuchtenden Runzeln	98
Es braucht nur ein Ja.....	102

Layout: Charles Sarasin
Titelbild: Barbara Furer

Das Geld

Schon seit geraumer Zeit waren die Tage kürzer und an den Bäumen hingen nur noch wenige Blätter. Es schien, als habe sich die ganze Natur für einen Winterschlaf vorbereitet. Obschon dies alle Menschen sahen, dachten nur wenige darüber nach. Schliesslich lief der Alltag wie gewohnt ab: Man ging zur Arbeit oder zur Schule, betätigte sich in Vereinen, verbrachte viele Abende vor dem Fernseher, plauderte mit Freunden und vieles mehr. Wäre da kein Kalender gewesen, in dem gewisse Tage rot hervorgehoben waren, wäre wohl das ganze Jahr so vorbeigegangen, lediglich unterbrochen durch die Ferien. Aber eben, der Kalender wies die Menschen regelmässig darauf hin, dass sie einzelnen Tagen eine besondere Bedeutung gegeben hatten, an die sie sich jeweils erinnern wollten. Dass wieder einmal so ein Tag bevorstand, wurde jedem deutlich, der einkaufen ging. In den Schaufenstern wurde viel Glimmer für die Dekoration verwendet. Sterne funkelten an allen Ecken und Enden. Überall verbreiteten elektrische Kerzen ihren milden Schein. Aus vielen Läden tönten einem neben gängigen Melodien aus der Hitparade bekannte Weihnachtslieder entgegen. So kamen auch Menschen, die sich im Vorjahr geschworen hatten, dem ganzen Weihnachtsrummel fern zu bleiben, nicht darum herum, sich von der Stimmung berühren zu lassen.

Ja, diese Stimmung! Nicht nur in den Läden wurde man damit konfrontiert, auch im Radio sprachen die Ansager vom bevorstehenden Ereignis. Ebenso gab es in den Zeitungen Weihnachtliches zu lesen. Viele Politiker wiesen zum Beispiel darauf hin, dass der Weltfrieden anzustreben sei. Es schien ein Anliegen aller zu sein, dass in der Adventszeit besonders aktiv darauf hin gearbeitet wurde. Doch nichts desto trotz herrschte an vielen Orten Krieg. Ist das nicht merkwürdig? Obschon man von allen Seiten vernimmt, der Friede sei mit aller Kraft anzustreben, setzt sich genau das Gegenteil durch: Die Menschen beschimpfen und beschuldigen sich, greifen einander an und bringen sich zu guter Letzt gegenseitig um.

An diesen Widerspruch scheinen wir Erdenbewohner uns gewöhnt zu haben, schenken wir ihm doch häufig nicht mehr viel Beachtung. Doch rund um uns herum existieren viele Dinge, die sich sehr wohl Gedanken darüber machen. Ja, auch Dinge können nämlich denken. Wir merken es nur nicht, weil wir von unserer Einzigartigkeit dermassen überzeugt sind, dass wir allem rund um uns herum höher entwickelte Qualitäten absprechen.

So geschah es einmal, dass sich das Geld auf der ganzen Welt über den Unfrieden unter den Menschen aufregte, ohne dass die Menschen selbst davon etwas wahrnahmen. Sie merkten auch nicht, dass sich einige Geldstücke und -noten aus Portemonnaies, Kassen und Tresors davonestahlen, um sich auf ei-

ner Weltgipfelkonferenz auszusprechen. Davon bekamen sie dann allerdings wenig später die Konsequenzen zu spüren. Doch das soll noch nicht vorweggenommen werden. Werfen wir erst einmal einen Blick auf die Gipfelkonferenz.

Beim Treffen der Geldstücke und -noten ging es sehr lebhaft zu. Man sah, dass viele Teilnehmer vor allem einmal ihrer Wut Ausdruck geben mussten, bevor überhaupt ein vernünftiges Gespräch möglich war. Schliesslich gelang es einem Fünfrappenstück, etwas Ordnung in die Konferenz zu bringen, so dass nacheinander alle Teilnehmer ihre Anliegen vorbringen konnten. Zornesrot begann eine Dollarnote: „Ich finde es schon schäbig! Wir geben uns alle Mühe, den Menschen zu helfen, sich zu einer gut funktionierenden Konsumgesellschaft zu entwickeln. Doch was machen diese Unwesen? Sie missbrauchen uns für Korruption, Geldwäscherei und ähnliches. Ich habe die Nase voll!“

„Genau“, ereiferte sich nun eine Pfundnote, die recht abgewetzt aussah. „Sie meinen, mit Geld könnte man auf einfache Art und Weise gerechten Handel betreiben. Das wäre ja auch richtig, aber was tun sie? Sie verkaufen zu übersetzten Preisen oder zerstören sich gegenseitig das Geschäft durch Unterbietung.“

„Ihr sagt es“, grollte ein Rubel, „aber wisst ihr, was ich am allerschlimmsten finde? Sie geben uns die Schuld an ihrem ganzen Leid. Ihr kennt ihn doch alle, den Spruch, dass es wegen des Geldes nur Unfrieden gebe. Da frage ich mich doch wirklich, was wir verbochen haben, dass man uns diese Schuld zuschieben kann.“

„Ja, das ist der absolute Gipfel!“ empörte sich ein Fünffrankenstück. „Wisst ihr was? Am liebsten würde ich einmal für eine Weile verschwinden. Sollen sie doch sehen, wem sie dann den schwarzen Peter zuschieben wollen!“

„Das ist es!“ rief das vorsitzende Fünfrappenstück und bat die aufgeregt schwatzende Menge um Ruhe und Konzentration. „Wir hauen einfach ab, und zwar alle zusammen. Dann wollen wir sehen, ob wir Schuld sind an den Kriegen in der Welt. Wenn dies der Fall ist, müsste es den Menschen nach unserem Verschwinden gleich besser gehen. „Genau das tun wir!“ tönte es von allen Seiten.

Die Konferenz zog sich noch ein Weilchen hin, dauerte es doch mehrere Stunden, bis der ganze Plan entworfen war. Am Schluss gab es ein grosses Geklimper und Geraschel, als sich alle Geldstücke und -noten die Hände reichten. „Bis gleich“, riefen sie einander nach, „und nicht vergessen: mitmachen ist für alle Pflicht!“

Von dem Treiben wusste natürlich kein Mensch etwas. Doch am nächsten Tag ging ein Aufschrei durch die ganze Welt: Als die Menschen am Morgen ihre Portemonnaies, Kassen und Tresors öffneten, starrte ihnen gähnende Leere entgegen. Nirgends fand sich mehr das kleinste Geldstück. Jeder meinte natürlich sofort, ein Dieb habe ihn bestohlen und versuchte, die Polizei zu alarmieren. Weil die Telefonleitungen immer besetzt waren, machten sich die Empörten gleich selbst auf den Weg zum Polizeiposten. Welch ein Bild erwartete sie dort: Eine riesige Menschenmenge stand bereits vor der Tür der Kriminalpolizei. Die Gesichter der Versammelten wurden immer länger, als sie merkten, dass alle wegen der gleichen Sache hier waren: Ihnen fehlte das Geld.

„Gestern noch, ja, ich weiss, dass es stimmt“, ereiferte sich der Bankangestellte, „habe ich den Tresor vorschriftsmässig gesichert. Und heute? Er ist einfach leer!“ Verzweifelt bedeckte der Mann sein Gesicht mit den Händen. Was sollte nun aus ihm werden?

„Ja, ich bin auch ganz sicher“, schimpfte eine Geschäftsinhaberin, „die Kasse war gestern Abend einwandfrei verschlossen. Erstaunlicherweise gibt es keine Einbruchspuren. Zum Glück hatte ich das meiste Geld bereits auf die Bank gebracht!“ Kaum hatte sie dies gesagt, blickte sie den Bankangestellten entgeistert an. „Was haben Sie eben gesagt“, fragte sie heftig atmend, „kein Geld mehr im Tresor?“ Wie apathisch schüttelte der Mann den Kopf. Die Frau wurde bleich und wollte beginnen, ihm unschöne Beschuldigungen zuzuschreiben. Doch sie kam gar nicht so weit, denn nun begann eine Stimme aus einem Lautsprecher zu erschallen.

„Bürgerinnen und Bürger, wir sind Opfer eines üblen Streichs geworden. Wir wurden von unbekannten Dieben bestohlen. Ich bezweifle zwar, dass diese Diebe wirklich unbekannt sind. Schon lange hege ich Zweifel an der Loyalität unseres Nachbardorfes. Waren die nicht schon immer eifersüchtig, weil unser Gewerbe so gut läuft? Wir werden sie wohl oder übel zur Rede stellen müssen. Sind sie nicht geständig, muss notfalls mit Gewalt vorgegangen werden. Denen zeigen wir schon, wer hier der Stärkere ist, wenn sie es unbedingt wissen wollen!“

Während sich in vielen Städten und Dörfern der Welt nach ähnlichen Szenen Minister, Präsidenten, Könige und andere Oberhäupter zu Verhandlungen vorbereiteten, begannen sich auch schon die Kriegsheere zu formieren. Alle waren sicher, dass man mit dem Schlimmsten rechnen musste. Wenn es um Geld ging, liess niemand mit sich spassen.

Doch welche Verwunderung in aller Welt, als bei den Verhandlungen auskam, dass allen das Gleiche widerfahren war. Zuerst glaubten es die einen den ande-

ren nicht und liessen drohend ihre Militäreinheiten aufmarschieren. Doch bald gab es keinen Zweifel mehr: Auf der ganzen Welt gab es Geld mehr.

Nun war guter Rat teuer. Überall drohte das Chaos. In Produktionsbetrieben begannen sich bereits verschiedenste Erzeugnisse zu stapeln, die niemand kaufen konnte. Bald musste jedoch die Produktion selbst eingestellt werden, weil die Arbeitnehmer begriffen, dass sie nicht bezahlt werden konnten und folglich besser zu Hause blieben. Dort erwartete sie aber nur schlechte Stimmung, weil niemand wusste, wie es weitergehen sollte. Überall neigten sich die Vorräte dem Ende zu und die Menschen hatten kein Geld, um sich Esswaren und andere Notwendigkeiten zu kaufen. Einige Verzweifelte und solche, die sich die Wirren zunutze machen wollten, begannen, andere zu bestehlen, so dass es zu unschönen Auseinandersetzungen und Schlägereien kam. Angesichts dieses Durcheinanders wurde überall der Notstand ausgerufen. Die Menschen bekamen alle für eine Weile Ausgangsverbot. In dieser Zeit hetzten die Staatsoberhäupter an eine Weltkonferenz, um einen Ausweg zu finden. Es war das erste Mal in der Menschheit, dass sich die unterschiedlichsten Menschen aus der ganzen Welt an denselben Tisch setzten, um sich miteinander zu beraten.

Die Mächte, die es gewohnt waren, den Ton anzugeben, begannen gleich, ihre Vorstellungen und Forderungen zu formulieren. Dabei wurde bedeutungslosen und ausgebeuteten Nationen bewusst, dass sie gar nicht mehr so arm waren. Im Gegensatz zu den grossen Mächten war es für die meisten von ihnen nämlich relativ einfach, die Menschen in ihrem eigenen Land, die bescheidene Verhältnisse gewohnt waren, mit dem Notwendigsten zu versorgen. Als dies die grossen Mächte bemerkten, wurden sie auf einmal sehr unsicher. Sie sahen ein, dass sie ihre Verhandlungstaktik ändern mussten. Nun waren sie nicht mehr tonangebend, sondern nur noch Teil einer Gemeinschaft, in der sich jeder mit ganz spezifischen Problemen konfrontiert sah. Erst jetzt war es möglich, konstruktive Diskussionen zu führen. Nach einem Tag harter Arbeit konnten wenigstens diejenigen Regelungen verabschiedet werden, die jeder Nation ein Überleben garantierten. Sofort wurden die Menschen in den Dörfern und Städten über die Beschlüsse informiert. Alle wurden aufgerufen, sich wieder zur Arbeit zu begeben. Der Einkauf von Nahrungsmitteln und anderen Notwendigkeiten wurde geregelt. Da erst minimale Vereinbarungen zwischen den verschiedenen Nationen getroffen worden waren, erhielten alle nur das, was sie zum Leben wirklich benötigten. Trotz dieser Einschränkungen atmeten die Menschen auf. Endlich gab es wieder eine gewisse Ordnung. Sie war zwar für die verwöhnteren Nationen etwas unbequem, garantierte aber zumindest eine minimale Sicherheit.

Das gemeinsame harte Los der Menschen blieb nicht wirkungslos. Viele Leute begannen zum Beispiel, gegen ihre eigentliche Gewohnheit, auf der Strasse

und im Laden mit Personen zu sprechen, die sie nicht kannten. So erfuhr jeder die Geschichte des anderen und dass dieser ganz ähnliche Probleme hatte, wie man sie selbst kannte. Damit wuchs ganz langsam und unmerklich ein Stückchen Verständnis für die Andersartigkeit des Mitmenschen.

Ähnliches geschah bei den Weltkonferenzen. Hier bemerkten Staatsoberhäupter plötzlich mit grossem Staunen, dass ihre Verhandlungspartner zum Teil recht sympathisch waren und zudem gar nicht so anders wie sie selbst. Jeder war halt auf seine Vorteile bedacht, sah im Gespräch aber auch ein, dass er sich nicht auf Kosten anderer Nationen bereichern konnte.

Man kann sich denken, dass es während Tagen und Wochen überall recht wirr zuing. Menschen, die andere bestehlen oder übervorteilen wollten, wurden von der ganzen Gesellschaft mit Zorn und Empörung bedacht oder gar verjagt. Alle wussten: Diese Notsituation verlangte die Solidarität eines jeden, damit man nicht im Chaos endete. So wurden Verstösse gegen das Gesetz auf schnelle, einfache und unbürokratische Weise beseitigt.

Langsam begannen sich neue Strukturen zu bilden. Der Betrieb in der ganzen Welt begann ganz ordentlich zu funktionieren. Dabei waren alle Nationen so sehr mit ihren Problemen beschäftigt, dass es keiner in den Sinn gekommen wäre, kriegerische Aktionen zu starten. Zudem hatten die Menschen in ihrer Not bereits entdeckt, dass selbst Geschöpfe, die ein bisschen andersartig waren, keine Bedrohung sein mussten, dass man mit ihnen ganz normal sprechen und Freud und Leid austauschen konnte, und dass sie teilweise sogar sehr hilfsbereit waren. So verlief die Adventszeit zwar in etwas ungeordneten Bahnen, aber dennoch recht friedlich.

Die verschwundenen Geldstücke und -noten hatten die ganze Entwicklung gespannt aus ihrem Versteck heraus beobachtet. Einerseits freuten sie sich über den Erfolg ihrer Aktion, andererseits waren sie auch ein bisschen traurig. War es vielleicht doch ihre Anwesenheit, die Kriege verursachte? Es erschien ihnen sinnlos, sich darüber den Kopf zu zerbrechen.

Die ganze Aktion war von Anfang an als zeitlich begrenzter Versuch gestartet worden. Folglich musste man sich nun Gedanken darüber machen, wie es weitergehen sollte. Da es bereits auf Weihnachten zuing, waren sich alle einig, dass es wohl an der Zeit sei, den Versuch zu beenden und sich wieder unter die Menschen zu verteilen. Es war jedoch noch unklar, ob sich jede Münze und jede Note an ihren Herkunftsort zurückbegeben oder ob eine gleichmässige Verteilung unter alle angestrebt werden sollte. Schliesslich entschied man sich dafür, mit kleinen Korrekturen den ursprünglichen Zustand wieder herzustellen.

Am Vortag des Heiligen Abends war es soweit: Alle Geldstücke und -noten hatten wieder ihre Posten in Portemonnaies, Kassen und Tresors bezogen. Es dauerte allerdings eine geraume Weile, bis dies die Menschen überhaupt merkten. Dann allerdings verbreitete sich die frohe Botschaft in Windeseile. Die anfängliche Freude wich aber bald einer grossen Ernüchterung: Wie wollte man nun weiterfahren? Schliesslich hatten sich ganz neue Systeme gebildet, die vorwiegend auf Tauschhandel basierten. Das Drucken neuer Geldnoten hatte man zwar stets versucht, jedoch mit dem Ergebnis, dass das neue Geld unter geheimnisvollen Umständen immer wieder verschwunden war. Wieder mussten sich die Staatsoberhäupter zusammensetzen und neue Wege finden. Und nun wurde sichtbar, welche Spuren die letzten Tage und Wochen hinterlassen hatten. Während früher der eigene Vorteil im Mittelpunkt gestanden hatte, suchten nun alle nach Möglichkeiten, unter Einbezug des Geldes eine gerechte und friedliche Welt zu schaffen. Ähnliches konnte auch in den Städten und Dörfern beobachtet werden: Die Menschen hatten gelernt, auf neue Art und Weise miteinander umzugehen. Wo früher der Egoismus vorgeherrscht hatte, bestimmte heute vermehrt die gegenseitige Akzeptanz das Zusammensein. Doch ob diese Wandlungen von Dauer waren?

Als am 24. Dezember die Bevölkerung über die Medien darüber informiert wurde, wie Handel und der Alltag in Zukunft gestaltet werden sollte, wurden die Menschen still und nachdenklich. Würde es ihnen wohl gelingen, das friedvolle Miteinander zu bewahren? Sie merkten, dass sie das erste Mal in ihrem Leben eine Weihnacht erlebten, an der sie einen Hauch von dem spürten, über das sie bisher immer nur gesprochen hatten. Sie erlebten ein Stückchen Frieden und Einigkeit in dieser Welt. Und das Schöne daran war: Sie brauchten kaum zugunsten anderer auf etwas zu verzichten, das ihnen wichtig gewesen wäre. Alle hatten genug und waren nach den eben gemachten Erfahrungen weitgehend damit zufrieden. Als an diesem Weihnachtsabend in vielen Teilen der Welt Kerzen angezündet wurden, ertönte aus vielen Häusern die altvertraute Melodie von „Stille Nacht“. Diesmal klang sie aber ein bisschen anders als in den Vorjahren, denn jetzt sangen die Menschen aus vollem Herzen, wohl wissend, welche Bedeutung die Worte hatten.

Das Lebkuchenherz

Friedlich stand das kleine Lebkuchenherz auf der Kommode und genoss schon seit einigen Tagen das Treiben rund um es herum. Zu sehen und zu hören gab es viel, denn die vier Studentinnen, die sich diese Wohnung teilten, waren häufig zu Hause. Besonders eine von ihnen verbrachte viel Zeit in ihrem Zimmer. Sie beschrieb dort Unmengen von Papier, zeichnete, bastelte und hörte dazu Musik. Das Lebkuchenherz hatte schon lange herausgefunden, dass es sich um eine Lehrerstudentin handelte, die ein Praktikum an der dritten Klasse vorbereiten musste. Es wusste, dass sie noch vor Weihnachten den Kindern einen Besuch abstatten wollte, um sich bei ihnen vorzustellen und sich mit der Situation vertraut zu machen, die sie dann bei ihrem Einsatz vorfinden würde. Natürlich war es ihr wichtig, mit den Schülerinnen und Schülern in einen guten Kontakt zu kommen. Eifrig sammelte sie deshalb Ideen. Diese unterbreitete sie jeweils am Abend beim Essen ihren Kolleginnen, welche die Vorschläge ausführlich diskutierten. Das Resultat davon war meistens, dass die Lehrerstudentin ihre Ideen immer schlechter fand und sie schliesslich verwarf. Die junge Frau tat dem Lebkuchenherz schon leid, denn langsam begann die Zeit zu drängen und die Studentin wusste immer weniger, wie sie den Tag in der dritten Klasse gestalten sollte. Eines Abends rief eine der Studentinnen plötzlich: „Weshalb bringst du den Kindern nicht einfach solche Herzen mit und verzierst sie mit ihnen? Das macht doch allen Spass, passt gut zu Weihnachten und schmeckt erst noch herrlich.“

Alle blickten zum Lebkuchenherz. Dieses fühlte sich geschmeichelt, so plötzlich im Mittelpunkt zu stehen und erst noch Anstoss einer tollen Idee zu sein. Die angehende Lehrerin betrachtete das hübsch verzierte Teigherz besonders nachdenklich. Dann atmete sie erleichtert auf und fand, dass dies wirklich ein brauchbarer Vorschlag sei, an dem sie weiter arbeiten könne. Alle waren froh über die Lösung, denn die abendlichen Diskussionen über immer dasselbe Thema empfanden sie langsam als mühselig. Allerdings hatten sie nicht mit dem Perfektionsanspruch ihrer Kollegin gerechnet, der nicht nur weitere Diskussionen, sondern auch noch eine wahre Lebkuchenschwemme mit sich brachte.

Auch das Lebkuchenherz konnte nicht ahnen, wie diese Idee sein friedliches Dasein verändern würde. Bereits am nächsten Abend stand es nämlich nicht mehr alleine auf seinem gewohnten Platz, sondern es war umgeben von weiteren Lebkuchengebilden, grossen und kleinen, viereckigen, runden, herzförmigen und anderes mehr. Sie alle waren in der Eile beim Grossverteiler besorgt worden. Um nun den weiteren Verlauf des Geschehens verstehen zu können, muss in der Folge etwas über die Herkunft des Lebkuchenherzens gesagt werden. Dieses war nämlich mit besonders viel Liebe entstanden: eine alte Frau

hatte es für einen Basar für gemeinnützige Zwecke gebacken und anschließend hübsch verziert. Die Schwester der Lehrerstudentin hatte es dann gekauft und letzterer geschenkt. Das Lebkuchenherz war also durch und durch handgemacht und wies deshalb auch einige Unebenheiten auf, welche einem maschinell hergestellten Lebkuchen fehlen. Natürlich unterschied es sich auch in den Zutaten von Massenware, enthielt es doch hochwertigen Honig, kaum Zucker, frisches Mehl, Eier und Gewürze. Diese Details mögen unwichtig erscheinen, wurden aber für unser Lebkuchenherz plötzlich zentral. Unter den Lebkuchen auf der Kommode war nämlich ein Machtkampf ausgebrochen. Jeder wollte der Schönste und Beste sein.

Von dem bekamen die Studentinnen allerdings nichts mit. Sie diskutierten einfach, welcher Lebkuchen für die Kinder der geeignetste sei. Diese Frage war gar nicht so einfach, denn die Lehrerstudentin wollte die Lebkuchen in eine Geschichte verpacken, so dass das Verziern des Gebäcks nur noch Teil einer ganzen Unterrichtseinheit wäre.

Die Lebkuchen auf der Kommode wussten natürlich, worum es ging. Ihnen war klar, dass einer aus ihrer Mitte der Auserwählte sein würde, dem das Privileg zukäme, sich vielen Kinderaugen präsentieren zu können. Den Entscheidung der Studentinnen warteten sie nicht etwa passiv ab, sondern jeder begann sogleich, mit seinen Vorzügen zu prahlen und zu begründen, weshalb er für die Schule wohl der geeignetste sei.

Auch das Lebkuchenherz liess sich nicht ins Abseits drängen und begann, seine inneren Werte aufzuzeigen: „Wisst ihr, dass in mir reiner Bienenhonig steckt und fast kein Zucker? Das Mehl, mit dem ich hergestellt wurde, ist frisch gemahlen. Mein Teig wurde von Hand geknetet, ausgewallt und ...“

Höhnisch wurde es von einem rechteckigen Lebkuchen unterbrochen: „Deshalb riechst du so komisch! Und schaut doch alle, wie es aussieht: seine Oberfläche ist nicht einmal glatt, oben hat es eine Beule und seine Verzierungen sind auch unregelmässig.“

„Das stimmt“, ereiferte sich ein runder kleiner Lebkuchen, der endlich seine Zeit gekommen sah, auf sich aufmerksam zu machen. „Zudem bist du sicher bereits ungeniessbar. Schau doch mich an! Mich kann man noch in einem Jahr essen. Backtriebmittel wie E501a und 503b machen meinen Teig locker, gleichzeitig bewirkt E420, dass ich schön feucht bleibe. Meine Zutaten sind frei von Unreinheiten. Mit meinem Teig kamen keine von Bakterien verseuchten Hände in Berührung, auch keine mit Hühnermist verschmierten Eierschalen. Bienenhonig ist sowieso total veraltet und wird heute durch Aromen und Geschmacksverstärker ersetzt. Du siehst ja wirklich wie ein Relikt aus dem

letzten Jahrhundert aus. Ich bin aber ein Produkt menschlichen Fortschritts und somit wohl besser für die Kinder der modernen Zeit geeignet.“

Bei dieser gekonnt gehaltenen Rede hatte es sogar den anderen Industriebkuchen die Stimme verschlagen. Nun stimmten sie in das Hohngelächter ein. In diesem Punkt waren sie sich wenigstens einig: das Lebkuchenherz war ja wirklich das Primitivste und wohl kein ernst zu nehmender Konkurrent. Weil nun jeder die Gewissheit auskostete, ein Produkt modernster Technik zu sein, wurde es vorübergehend ruhig, so dass die Lebkuchen der Diskussion der Studentinnen zuhören konnten.

„Weshalb bäckst du die Lebkuchen nicht selbst?“ fragte gerade eine der Studentinnen.

„Ja, mach das doch, ich helfe dir“, meinte eine andere.

Auch die dritte steuerte ihre Idee bei: „Ich habe ein wunderbares Rezept mit viel Honig.“

„Klar“, ereiferte sich die erste Studentin wieder, „am Samstag helfen wir dir alle, Lebkuchen zu backen. Und die da“ sie wies mit dem Kopf in Richtung Kommode „können wir alle verschenken, die sind nicht viel Wert.“

„Nein, das Lebkuchenherz in der Mitte behalte ich“, liess sich nun die angehende Lehrerin vernehmen, „ich nehme es als Beispiel mit. Es ist nämlich von Hand gemacht. So kann ich den Kindern zeigen, was alles möglich ist.“

Das war ein harter Schlag für die industriell hergestellten Lebkuchen. Das Lebkuchenherz dagegen, das sich eben von seiner Erniedrigung zu erholen begann, wusste kaum, wie ihm geschah. Wenn Lebkuchen weinen könnten, hätte es dies sicher getan, denn die plötzliche Freude war fast zu viel für das arme Herz. Noch vor kurzem hatte es sich mächtig wegen seinen einfachen Zutaten und seiner nicht ganz perfekten Oberfläche geschämt. Jetzt waren es ausgerechnet diese Eigenschaften, die es zum Sieger machten. Ihm dämmerte, dass es offensichtlich doch noch wichtigere Werte gab als eine perfekte Oberfläche sowie ein Innenleben, das noch nie mit Bakterien in Kontakt gekommen und folglich immer total steril und keimfrei gewesen ist. Ja, es war bestimmt kein perfektes Massenprodukt, sondern ein mit Fehlern behaftetes Einzelstück. Dafür war es mit viel Liebe hergestellt worden und bestand aus Zutaten, denen die volle Kraft der Natur anhaftete.

Durch diese philosophischen Überlegungen gewann das Lebkuchenherz langsam wieder sein inneres Gleichgewicht. Nun konnte es endlich seinen Sieg voll und ganz geniessen. Zudem machte sich eine prickelnde Spannung bemerkbar: Bald würde es als Beispiel vor eine ganze Klasse gestellt und könnte die ganze vorweihnachtliche Freude der Kinder, die durch seinen Anblick

ausgelöst würde, mitgeniessen. Und so wäre es ja direkt ein richtiger Weihnachtsbote, sinnierte das Lebkuchenherz weiter. Denn so viel hatte es aus den verschiedenen Diskussionen der Studentinnen gelernt: Weihnachten ist ein Fest, bei dem die Freude im Zentrum steht, da ihr die Kraft innewohnt, den Menschen die Herzen zu öffnen. Und dies sei in der heutigen Zeit wichtig, weil viele Menschen nicht mehr wüssten, wie sich ein offenes Herz anfühlt. Nun, solche Probleme hatte das Lebkuchenherz zum Glück nicht. Es war durch und durch Herz, ob es nun Weihnachten war oder nicht. Und dies wollte es auch bleiben. Weiterhin wollte es seinen verlockenden Duft verströmen und mit seiner liebevoll verzierten Oberfläche allen, die für seinen Anblick offen waren, Freude bereiten.

Der kleine Stern

Hätte vor 2000 Jahren jemand den Nachthimmel ganz genau betrachtet, wäre ihm etwas Sonderbares aufgefallen: er hätte nämlich einen länglichen Stern entdeckt. Ja, in der Tat, kein heller Punkt leuchtete dort am Himmel, sondern ein kleines Oval störte Nacht für Nacht die Ordnung der Sterne. Hätte man noch etwas genauer hinsehen können, was mit den damaligen technischen Mitteln nicht möglich war, hätte man eine eigenartige Beobachtung machen können: Der merkwürdige Stern war gar nicht wirklich oval. Er sah nur so aus, weil er ganz schief am Himmel hing. Dafür hatte er seinen guten Grund:

Unser Stern war nämlich noch ein recht kleiner Stern, der sehr neugierig war. Als ihn der liebe Gott zu den anderen Sternen ans Himmelsgewölbe gesetzt hatte, war er sehr stolz gewesen, nun endlich zu den Grossen zu gehören. Doch ach, wie bald war es ihm hier langweilig geworden. Jede Nacht musste er still am selben Fleck stehen. Seine älteren Artgenossen unterhielten sich lebhaft und schienen es lustig zu haben. Er aber wurde Nacht für Nacht unruhiger. Etwas hatte seine Neugier geweckt und liess ihn nun nicht mehr los.

Einmal war dem kleinen Stern nämlich aufgefallen, dass es tief unter ihm auch Lichter gab. Diese waren zum Teil farbig, manche bewegten sich sogar. Man hatte ihm dann erzählt, dass dies die Erde sei und dass Menschen darauf wohnten. Seither schaute er sich fast die Augen aus dem Sternenleib, um möglichst viel von dieser Erde sehen zu können. Dabei verrenkte er sich förmlich und beugte sich so weit wie möglich nach unten. Ab und zu wurde er von einem älteren Stern getadelt, andere lachten ihn einfach aus und prophezeiten ihm, dass er noch einmal kopfüber vom Himmelsgewölbe purzeln würde. Dann könne er ja dann schauen, wie es bei diesen Menschen da unten zugehe. Dabei sahen sie einander vielsagend an.

Langsam aber sicher verleiteten dem kleinen Stern die Bemerkungen, aus denen er doch nie klug wurde. So entschloss er sich ganz heimlich, einmal einen kleinen Ausflug auf die Erde zu unternehmen. Für dieses Vorhaben musste er jedoch einen günstigen Zeitpunkt abwarten. Er begann nun, jeden Morgen, wenn die Sterne das Himmelsgewölbe verliessen, so lange herumzutrodeln, bis er einer der letzten war, die durch das Sternentor schlüpfen.

Eines Tages erzählte ein grosser Stern eine so spannende Geschichte, dass alle die Zeit vergassen und schliesslich mit Verspätung in aller Eile den Himmel verlassen mussten. In dem allgemeinen Durcheinander fiel es keinem auf, dass jemand fehlte, nämlich unser kleiner Stern.

Dieser hatte sich ganz winzig gemacht, und weil die Sonne auch schon ihre Strahlen auf die Erde zu senden begann, fiel der kleine Punkt am Himmel nicht weiter auf. Nun konnte das Abenteuer also beginnen. Mit klopfendem

Herzen überlegte sich der kleine Stern, wie er am besten auf die Erde gelangen konnte. Er merkte bald, dass dies ganz einfach war. Schnell setzte er sich auf einen Sonnenstrahl, und hui sauste er in die Tiefe, dass ihm Hören und Sehen verging. Ein heftiger Stoss liess ihn für kurze Zeit das Bewusstsein verlieren. Aber bald kam er wieder zu sich, schaute sich erstaunt um und versuchte sich zu erinnern, was eigentlich los war. Ach ja, richtig, eigentlich müsste er sich auf der Erde befinden. Sofort war er wieder hellwach. Neugierig begann er sich umzusehen. Was es da nicht alles für komische Dinge gab! Zum Glück hatte er jeweils gut hingehört, wenn die anderen Sterne etwas über die Erde erzählt hatten. So erkannte er bald einige Sachen und musste oft lachen, weil er sich alles so anders vorgestellt hatte. Nun wollte er aber endlich die Menschen kennenlernen. Nachdem er sich einen Überblick geschaffen hatte, schwebte er zielbewusst einer Gruppe Häuser zu, von denen er wusste, dass sie die Wohnstätten der Menschen waren. Neugierig setzte er sich auf einen Fenstersims und guckte ins Innere des Hauses. Dann lachte er hell auf: Das waren also die Menschen! Sahen die komisch aus! Aber was machten sie denn? Es mussten wohl kleine Menschen sein, sogenannte Kinder. Sie sassen am Boden und türmten Steine aufeinander. Bald erschien ein grosser Mensch, wohl die Mutter, und redete mit den kleinen. Unterdessen entstand auf der Strasse plötzlich Lärm. Eine ganze Gruppe von Menschen, alle gleich angezogen, marschierte in Kolonnen im Gleichschritt hinter einem Mann her, der wohl der Anführer war. Ach, es gab ja noch so viel zu sehen und zu entdecken! Wissbegierig schwebte unser Stern von Fenstersims zu Fenstersims, setzte sich auf Bäume und Dächer, beobachtete und lauschte. Plötzlich merkte er, dass die Menschen ihre Haustüren verschlossen und Lichter in den Räumen anzündeten. Das waren also all die leuchtenden Punkte, welche ihn am Himmelsgewölbe immer so angezogen hatten. Langsam wurde es dunkel und still. Ganz allein sass der Stern auf einem Baum. Ob man ihn am Himmel vermissen würde? Jetzt müssten eigentlich seine Artgenossen langsam ihre Plätze einnehmen. Und tatsächlich, bald blinkte der erste helle Punkt am Himmel auf. Doch der kleine Stern sah nicht mehr, wie der Nachthimmel langsam seine Pracht entfaltete. Er war so müde, dass er bald einschlief und erst von den ersten Sonnenstrahlen wieder geweckt wurde. Weiter ging die Entdeckungsreise. O wie war dieses Leben doch spannend! So viel wollte der Stern noch entdecken. Jeden Abend schlief er erschöpft ein und freute sich auf den folgenden Tag. Als sich die erste Aufregung schliesslich etwas gelegt hatte und der Stern die Menschen schon recht gut kannte, merkte er plötzlich, dass etwas auf dieser Erde fehlte. Irgendetwas vermisste der kleine Stern. Doch was konnte das sein? Lange dachte er nach. Um ihn herum herrschte reger Betrieb. Alles war in Bewegung. Es gab schöne und weniger schöne Szenen. Das Leben schien farbig und aufregend, und doch: etwas hatten diese Menschen noch nicht ge-

funden, etwas ganz Wichtiges. Und weil er wissen wollte, was es war, machte er sich auf die Suche. Tagelang schwebte er umher und beobachtete das Leben auf der Erde noch genauer. Langsam begann ihn seine Entdeckungsreise aber zu ermüden. Immer wieder stiess er auf ähnliche Dinge. Ja, er wusste nun schon so viel, dass ihn das Herumschweben auf der Erde zu langweilen und zu bedrücken begann. Er merkte zudem voller Angst, dass seine Leucht- und Lebenskraft nachliess. Am Himmel hatte man sich gegenseitig jeweils Licht gegeben, doch hier war er alleine, und es gab kein Licht, von dem er etwas hätte bekommen können. Traurig, müde und enttäuscht verliess er schliesslich die Siedlungen und schwebte ziellos über der Landschaft umher. Musste er auf diese Weise kläglich sterben? Einfach erlöschen? War alles zu Ende? Ach, hätte er diese Reise nur nie angetreten. Was hatte er nun davon? Vielmehr als vorher wusste er nämlich nicht. Die anderen Sterne hatten ihm ja so viel von der Erde erzählt. Oh, wie sehnte er sich nach der Wärme und dem Licht seiner lieben Freunde. Wie unrecht hatte er ihnen getan, als er sie für langweilig und einfältig erklärt hatte. Doch diese Einsicht kam etwas spät, er war ein Opfer seiner Dummheit geworden.

Als er so niedergeschlagen und verzweifelt auf dem Dach einer Hütte sass, merkte er, dass sich ein Mann und eine Frau näherten. Von Menschen hatte er eigentlich genug, er wollte lieber in Ruhe nachdenken können. Schon erhob er sich, um davon zu schweben. Da sah er etwas Eigenartiges: Von dem Paar, das offensichtlich zu dieser Hütte kommen wollte, ging ein seltsames Licht aus. Gespannt beobachtete der Stern die beiden Wesen, die genau so müde zu sein schienen wie er. Als sie die Hütte betraten, setzte sich der Stern sofort in einen Türwinkel, um das rätselhafte Paar weiter beobachten zu können. Das Innere der Hütte war nur spärlich von einer kleinen Laterne beleuchtet. Doch das Schauspiel, das sich ihm nun darbot, liess ihn die ganze Ärmlichkeit, die da herrschte, vergessen. Es schien ihm, als würde er für sein ganzes Leid, für alle trüben Stunden, die er hier auf der Erde verbracht hatte, entschädigt. Es musste wohl etwa Mitternacht sein, als der Schrei eines kleinen Wesens die Nachtruhe durchbrach. Der Mann und die Frau sahen sich mit glänzenden Augen an. Dabei schien die Hütte zu leuchten, obschon die Flamme der Petrollampe nur spärliches Licht spendete. Ja, dieses Paar und ganz besonders das neugeborene Kind verbreiteten ein warmes, wunderbares Licht. Plötzlich wusste der Stern, was den Menschen fehlte: Dieses Licht war es, welches durch die Freude und die Liebe entstand. Die Leute auf der Erde hatten vergessen, dass sie es zum Leben brauchten. Ja, sie wussten nicht einmal, dass sie es in sich trugen und eigentlich nur anzünden mussten. Wie hatte er nur so blind sein können! Diese drei Menschen hatten es ihm klargemacht. Obschon sie arm zu sein schienen, besaßen sie das ganze Leben, denn ihre Flamme war entzündet. Liebe und Freude umstrahlten sie wie ein Kranz. Glücklicherweise bemerkte der kleine Stern,

dass er durch dieses Licht auch seine eigene Leuchtkraft wieder zurückerhielt. Oh, wie fühlte er sich auf einmal wieder gut. Er räkelte sich wohlig. Dann hüpfte er voller Freude aufs Dach. Er musste einfach allen zeigen, wie froh und dankbar er für dieses Wunder war.

Hirten, welche in der Nähe lagerten, waren die ersten, welche diese sonderbare Erscheinung sahen und das Paar mit dem neugeborenen Kindlein fanden. Das Licht berührte auch ihre Herzen und erfüllte sie mit einem seltsamen, wunderbaren Gefühl.

Unser Stern hatte sich indessen in die Luft erhoben und vollführte einen richtigen Freudentanz. Dieser lockte natürlich viele Leute an, und alle, die sich der Hütte näherten, merkten, dass etwas ganz Besonderes geschehen war. Zudem wurden ihre Herzen von einer wundersamen Regung ergriffen. Ganz tief innen erwachte etwas, das lange Zeit geschlafen hatte. Überall erglommen ganz kleine Flämmlein der Liebe und der Freude. Augen begannen zu strahlen und Wärme erfüllte die Herzen.

Mit grossen Augen verfolgte der kleine Stern das Geschehen. Dieses bisschen Licht schien ein ganzes Stückchen Erde zu verwandeln. Es war unglaublich!

Plötzlich spürte der Stern, wie ihn eine Kraft erfasste. Eine Stimme ertönte in ihm: „Du hast den Menschen den Weg zum Licht gezeigt. Christus ist heute geboren, der die Menschheit aus der Finsternis führen wird. Wisse, da du dein Leben im Licht der Sterne leichtsinnig aufgegeben hast um Abenteuer zu erleben, musstest auch du dein Licht aus eigener Kraft wieder finden. Nun, da du es gefunden hast, sollst du wieder in deine Lichtheimat zurückkehren. Jedes Jahr sollst du aber als grosser leuchtender Stern am Himmel die Menschen daran erinnern, dass Christus für sie gekommen ist, um ihnen den Weg zu ihrem eigenen Licht zu weisen.“ Danach fühlte sich der Stern in einen Strudel gezogen. Als er wieder klar denken konnte, stand er am Himmelsgewölbe bei seinen Sternenfreunden. Er war aber nicht mehr so klein wie vorher. Gross und hell leuchtete er in stiller Freude am Firmament. Er wusste nun, was das Leben ausmachte: das Licht war es!

Von nun an war er nicht mehr der kleine Zuhörer. Vielmehr erzählte er von seinen Abenteuern auf der Erde. Dabei vergass er nie, seine wichtigste Botschaft mitzuteilen: Liebe und Freude durften im Leben nicht fehlen, denn sie waren das Licht, das die Herzen erleuchtete und das wahre Leben ausmachte.

Der Weihnachtsstern

„Hast du den Weihnachtsstern auch gegossen?“ rief die Mutter aus der Küche, der so herrlich süsse Döfte entströmten.

Ach je, dieses Gestrüpp von Tante Lisa! Jedes Mal vergass Karin den Topf, der einsam und verlassen mitten auf dem Wohnzimmertischchen stand. Kein Wunder, denn konnte man sich überhaupt etwas Langweiligeres vorstellen als eine Zimmerpflanze, die von unten bis oben einfach grün war? Gerade so gut hätte Karin von dem farbigen Herbstlaub, das sie in der Schule gepresst hatte, in einen Topf stecken können. Das wäre bestimmt eine grössere Zierde gewesen.

Ach, so unrecht hatte sie ja gar nicht, denn zu dieser Zeit waren die Weihnachtssterne tatsächlich alle nur grün. Lediglich die obersten Blätter erstrahlten in etwas hellerer Farbe und wirkten somit wie ein hellgrüner Stern. Aber Pflicht ist eben Pflicht, und was Mutter befahl, wurde mit Vorteil erledigt. Nach Weihnachten würde diese Pflanze zwar sowieso auf dem Kompost landen, aber bis dahin musste, sie halt gegossen werden. Missmutig schüttete Karin das letzte Restchen Wasser, das sich noch in der Giesskanne befand, in den Topf.

Durstig trank der Weihnachtsstern von dem lebensspendenden Nass. Er konnte sich jedoch kaum richtig sättigen. Traurig und matt liess er seine Blätter hängen. Seit er hier in diesem Raum stand, hatte er kaum je ein nettes Wort empfangen, von genügend Wasser konnte schon gar keine Rede sein. Nicht dass die Leute in diesem Haus schlecht gewesen wären, o nein. Oft erfüllten Lachen und Fröhlichkeit die Zimmer. Ja, gerade in letzter Zeit, da war es vielleicht etwas hektisch zugegangen. Die Leute rannten mit geheimnisvollen Gesichtern herum. Überall wurden glänzende Gegenstände aufgehängt und dauernd roch es so betörend nach allerlei Herrlichkeiten. Alles schien bis zum Bersten mit einer geheimnisvollen Energie aufgeladen zu sein, welche die Menschen ruhelos werden liess und ihnen glänzende Augen und rote Backen verlieh.

Wie nun jeder weiss, der schon mit Sprengpulver experimentiert hat, sind solch grosse Ansammlungen von Energie auch der Herd für gewaltige Explosionen. Ein zündendes Fünkeln genügte, um eines der Familienmitglieder in helle Aufregung oder bitteren Zorn zu versetzen oder gar eine Flut von Tränen auszulösen. Der Weihnachtsstern kannte zwar den Grund für diesen seltsamen Zustand nicht. Er fühlte nur, dass etwas ganz Besonderes die Herzen der Menschen bewegte, etwas, das er nicht begriff, von dem er gänzlich ausgeschlossen blieb. Sein Los war es offenbar, einfach dahinzuvegetieren. Ach, wäre er doch wenigstens ein Weihnachtskaktus, so ein ehrwürdiger knorriger, wie er

auf dem Fenstersims stand, mit prächtigen roten Blüten behangen! Auch als Zierpalme liess sich anscheinend gut leben. Der majestätischen Pflanze in der Zimmerecke schien es auf alle Fälle gut zu gehen. Oder die Stelle des zartblühenden Veilchens auf dem Büchergestell hätte der Weihnachtsstern auch gern eingenommen. Dieses wurde sorgfältig gepflegt und gedüngt, damit es möglichst oft die Augen der Menschen mit seinen herrlichen Blüten erfreuen konnte. Nur er war so langweilig, so überaus langweilig, einfach grün, von unten bis oben nur grün.

Die Blätter des Weihnachtssterns wurden gleich eine Spur blasser vor lauter Kummer. In seinem Leid bemerkte er gar nicht, dass der Vater hereingekommen war. Erst, als das Tischchen zur Seite geschoben wurde, schreckte er aus seinen Gedanken auf. Und was erblickte er da? Eine neue Pflanze stand mitten im Raum, die noch majestätischer war als die Palme in der Zimmerecke. Stolz reckte sie ihre Äste in den Raum. Erstaunt beobachtete der Weihnachtsstern, wie diese Pflanze, die sich als Rottanne vorstellte, vom Vater geschmückt wurde. Bald zierten farbige Kugeln und Bänder das satte Grün, ebenso Süßigkeiten, geflügelte menschenähnliche Wesen, Sterne, Äpfel und goldene Nüsse. Oh, es war einfach eine Pracht, welch herrliches Kleid der Rottanne angelegt wurde. Ach, bekäme er doch nur ein winziges Sternlein, eine kleine Kugel oder gar etwas süsse, in Glanzpapier eingewickelte Schokolade umgehängt! Sehnsüchtig starrte der Weihnachtsstern auf den schillernden Schmuck. Wie erstaunt schaute er aber, als am Abend gar noch glitzernde Lichtlein auf der Rottanne entzündet wurden, welche den Raum mit einem warmen Schein erfüllten. Oh, wie herrlich sah das aus! Dieser wunderbare Anblick beschämte den Weihnachtsstern tief, der sich mit seinem erbärmlichen Blätterkleid gleich noch schäbiger vorkam. Vor lauter Verzweiflung schluchzte er laut auf. Sehnsüchtig streckte er sein Laub in die Höhe. Würde sich denn nicht einmal Gott seines Elends erbarmen?

In seiner Hoffnungslosigkeit gewahrte er auf einmal ein helles Licht. Es schien aber von keiner Kerze herzukommen. Sonderbarerweise entsprang es unter dem Baum. Dort stand jedoch nur eine kleine Kiste, auf welcher Holzfiguren angeordnet waren. Alle schienen sich um ein winziges Püpplein zu scharen, das in der Mitte der Kiste lag. Und von diesem unscheinbaren Ding ging das herrliche Licht aus. Ob denn niemand ausser ihm, dem Weihnachtsstern, die wunderliche Erscheinung wahrnahm? Aber die Familie, welche sich um den Baum versammelt hatte und sang, schaute nur in die Kerzen. Ab und zu huschte ein verstohlener Kinderblick zu dem Haufen farbiger Pakete, aber niemand beachtete die Holzfiguren.

Nun vernahm der Weihnachtsstern eine Stimme. Ganz deutlich spürte er, dass es das kleine Holzpüpplein war, das zu ihm sprach: „Sei nicht traurig, guter

Weihnachtsstern“, sagte es. „Siehe, auch mich, den lebendigen Christus, achteten die Menschen nicht. Nachdem sie mich gedemütigt und ans Kreuz geschlagen hatten, begannen sie nach ihrem Erlöser zu suchen. Sie suchen noch immer und merken in ihrer Blindheit nicht, dass ich in jedem von ihnen wohne, dass ich zu jedem von ihnen spreche. Doch was nützen Worte, wenn man sie an einen Tauben richtet? Nur wer in sich hineinsieht und hineinhorcht, kann mich erkennen. Trotzdem will ich den Menschen in ihrer Unwissenheit Trost spenden, will ihnen Heil und Segen bringen. So setze ich heute dieses Zeichen: Mit meinem Blut, das sie vergossen haben, färbe ich dein zu Gott erhobenes Antlitz. Trage dieses Geschenk mit Demut und der Gewissheit, dass auch in der kleinsten Seele die Liebe unseres Vaters wohnt.“

Plötzlich war das seltsame Licht verschwunden. Reglos und starr standen die Holzfiguren auf der Kiste, und der Weihnachtsstern fragte sich ganz benommen, ob er alles nur geträumt hatte. Da riss ihn aber ein lauter Ruf der Mutter aus seinen Gedanken. Die ganze Familie versammelte sich um das Wohnzimmermischchen. Anstatt die Kerzen im Baum anzuschauen, starrten alle auf ihn. Und tatsächlich, nun sah er es selbst: seine obersten Blätter waren rot, ganz und gar feuerrot! Jubelnd schickte der Weihnachtsstern ein Dankesgebet in den Himmel. Nie mehr musste er sich von nun an wegen mangelnder Aufmerksamkeit grämen. Stolz trägt er sein rotes Laub bis auf den heutigen Tag. Wir sehen es, aber nur wenige Menschen verstehen die stumme Botschaft, die der Weihnachtsstern zu verkünden hat: Öffne die Augen, denn auch du trägst in deiner Seele das heiligste Gut auf Erden: die vollkommene Liebe Gottes in Form deines Seelenlichtes!

Die Dorforgel

Heute war ein grosser Tag für die Einwohner des kleinen Dorfes: in ihre Kirche wurde nämlich eine neue Orgel eingebaut. Neugierig standen die Leute vor der Kirchentür und beobachteten das Ausladen aller Bestandteile, aus denen bald ein mächtig tönendes Musikinstrument zusammengestellt sein würde. Zuvorderst stand natürlich der Klavierlehrer der örtlichen Musikschule. Ihm würde die Ehre zuteilwerden, die neue Orgel einzuweihen und in der Folge an den Gottesdiensten zu spielen. Dieses Amt schmeichelte ihm, würde er doch derjenige sein, der für das Instrument die Verantwortung zu tragen hätte. Deshalb würde er es auch jederzeit benützen können, wie wenn es sein eigenes wäre.

Andächtig folgte er den Arbeiten und sah sich bereits mit seinen Fingern über die Tasten eilen, hörte Melodien und stellte sich vor, wie die Leute zufrieden seinem Spiel folgen würden. Etwas nachdenklich stimmte ihn allerdings der Gedanke, dass die Orgel in einer Kirche stand, in der gewisse Konventionen galten. So wäre es für die Dorfbewohner wohl undenkbar, wenn aus ihrem heiligen Haus Melodien von Negro Spirituals, Jazzklänge oder gar moderne Musik ertönen würden. Schliesslich durften hier nur Klänge zu Ehren Gottes erzeugt werden, und die mussten – darin waren sich die Dorfbewohner einig – vollkommen harmonisch sein. Nun, vielleicht könnte diese Meinung ja ganz langsam und behutsam geändert werden. Auf jeden Fall nahm sich der Klavierlehrer vor, den Leuten ab und zu kleine Kostproben der einen oder anderen Musikrichtung zu geben, nur wenig, ganz fein dosiert und ja nicht zu extrem, dafür aber immer wieder. So würden sie sich allmählich auch an unvertrautere Klänge gewöhnen und lernen, an ihnen Gefallen zu finden. Viel verlangte er dabei nicht von ihnen, denn auch er bevorzugte eher melodiöse Stücke, die sehr wohl auch sehr harmonische Stellen hatten. Trotzdem - ihm war klar, dass sein Vorhaben noch etwas warten musste, denn Weihnachten stand vor der Tür. Zu dieser Zeit war das Harmoniebedürfnis aller Menschen besonders gross. Das wollte er respektieren und vorerst einige der alt bekannten Weihnachtsmelodien und die üblichen Liedbegleitungen üben. Viel Zeit blieb ihm dazu allerdings nicht, denn die Adventszeit war schon angebrochen, und mit ihr der Wunsch nach Andacht, Friede, Freude und eben Harmonie. Und da in den folgenden Wochen bestimmt jedermann im Dorf die neue Orgel hören wollte, würden auch dann, wenn nur geübt wurde, Menschen in den Kirchenbänken sitzen und andächtig den Melodien zuhören. So blieb kein Freiraum für musikalische Experimente. Aber eben, dies würde sich nach den Feiertagen sicher ändern lassen.

Weder der Klavierlehrer noch die anderen Leute im Dorf konnten sich vorstellen, dass nicht nur sie sehnsüchtig das erste Orgelspiel erwarteten. Niemand

hatte eine Ahnung davon, dass im Innern des mächtigen Instruments die vielen Töne ganz aufgeregt ihrem ersten Auftritt entgegenfieberten. Sie hatten lange genug untätig sein müssen. Nun wollten sie endlich die Luft mit ihren Klängen erfüllen können. Sie wollten herumgewirbelt werden durch die Finger, welche die Tasten drückten, wollten helfen, verschiedenste Melodien zu erschaffen und mit ihnen zu experimentieren. Kurz: Sie wollten zu einem Leben erweckt werden, das schön, spannend und lustig war.

Dieser Wusch ging bald in Erfüllung. Endlich war nämlich für alle der grosse Augenblick gekommen: der Klavierlehrer setzte sich auf die Orgelbank, die Dorfbewohner reihten sich in die Kirchenbänke. Dann ertönten die ersten Akkorde. Machtvoll füllten sie die Kirche aus, verstummen und erwachten gleich darauf zu neuem Leben. Das vorerst zögernde Spiel wurde sicherer, der Wechsel der Akkorde schneller. Die Gesichter der Dorfbewohner begannen zu glänzen, über einige Wangen rollten gar einige Tränen des Glücks. Endlich gehörte auch ihre Kirche wieder zu den Gotteshäusern, die heilige Melodien erklingen lassen konnten. Die alte Orgel hatte ihren Dienst schon vor vielen Jahren versagt, für eine neue hatte das Geld nicht gereicht. Doch jetzt würden die Gottesdienste wieder von instrumentalen Klängen umrahmt, der manchmal etwas armselige Gesang der Kirchenbesucher durch ihre wohltönende Begleitung unterstützt und damit reiner und schöner werden. Glücklicherweise verliessen schliesslich alle ihre Kirche, um das freudige Ereignis bei einem Glas Wein zu feiern.

Von nun an übte der Klavierlehrer regelmässig. Fingerübungen wechselten mit Melodien und Akkorden ab, wobei auch die verschiedenen Register gezogen und ausprobiert wurden. Langsam nahmen einige Weihnachtsmelodien Gestalt an, ebenso einige Liedbegleitungen. Alle schienen zufrieden zu sein. Oder etwa doch nicht? Hätten die Dorfbewohner die Sprache der Töne verstanden, wäre ihnen aufgefallen, dass etwas nicht ganz stimmte. So erfreut die Töne über das tägliche Spiel am Anfang gewesen waren, so sehr machte sich nach einer Weile Unmut bei ihnen bemerkbar. Immer nur dieselben Akkorde wurden gespielt, und das fanden sie langweilig. Sie wollten miteinander experimentieren können. Der Ton A wollte nicht immer nur dann benützt werden, wenn ganz bestimmte andere seiner Kollegen erklangen. Er wollte auch mit denjenigen Freunden zusammen in der Luft tanzen, mit denen sich Akkorde ergaben, welche die Leute disharmonisch genannt hätten. Dies würde schliesslich so eine richtig erfrischende Spannung erzeugen, welche jede Langeweile vertrieb. Zudem würden die Leute auf neue Gedanken gebracht, würden sie doch neue Lebensformen erfahren. Ja, Musik ist schliesslich Leben, selbst dann, wenn sie anders klingt, als man es gewohnt ist. Es gibt ja so viele Arten von Leben, wieso soll eigentlich nur eine richtig sein? Ist es zudem notwendig,

dass es immer harmonisch tönt, damit Friede, Freude und Harmonie in den Herzen der Menschen entstehen kann? Muss Leben überhaupt immer harmonisch sein? Tötet nicht vielleicht gerade das immer Gleiche eine Menge Leben, weil es Langeweile und damit auch eine Art von Disharmonie erzeugt, was zerstörerisch wirkt? Müssten deshalb die Leute nicht vielleicht die Möglichkeit haben, ganz viele Lebensarten zu erfahren, um ihr Dasein zu bereichern, ihr Empfinden zu vertiefen, ihre Herzen für anderes zu öffnen und so wirkliche Freude und Harmonie zu finden?

Solch philosophische Gedanken hegten die Töne natürlich nicht. Ihnen war es ganz schlicht und einfach langweilig, und eines schönen Tages stand ihr Entschluss fest: Sie wollten die Orgel verlassen und ein Instrument suchen, bei dem sie auf ihre Rechnung kämen. In ihrer Naivität vergassen sie allerdings, dass jede Orgel, die regelmässig gespielt wurde, auch bereits von Tönen bewohnt war. Aber davon später. Schauen wir zuerst, was die Flucht der Töne bei den Dorfbewohnern auslöste.

Für den Klavierlehrer war es eine böse Überraschung, als er am Samstag vor dem Gottesdienst zum vierten Advent die Tasten der Orgel drückte, ohne dass sich den Orgelpfeifen ein Ton entrang. Er konnte beliebige Register ziehen, in der Kirche blieb es mäuschenstill. Ungläubig starrte er das Instrument an. Gestern hatte es noch tadellos funktioniert, und ausser ihm hatte es in der Zwischenzeit niemand benützt. In aller Eile liess er einen Orgelspezialisten kommen, der alles untersuchte. Kopfschüttelnd packte dieser schliesslich sein Werkzeug ein. Er konnte keinen Defekt finden, womit es für ihn auch nichts zu reparieren gab. Ratlos blickten sich die beiden Männer an und beschlossen, dass wohl nichts anderes übrigbleiben würde, als die Orgel gegen eine neue einzutauschen. Schliesslich stand sie noch unter Garantie.

Als die Dorfbewohner von der misslichen Situation erfuhren, waren sie sehr betrübt. Niemand konnte sich vorstellen, weshalb das musikalische Vergnügen ein so jähes Ende nahm. So ist es nicht erstaunlich, dass die Predigt am vierten Advent niemandem so richtig Freude machte. Allen fehlte die Musik.

Trotz der Stummheit der Orgel spielte der Klavierlehrer auch in der folgenden Zeit fast jeden Tag, um nicht aus der Übung zu kommen. Wie gewohnt folgten nach den Fingerübungen die Weihnachtsmelodien. Dann allerdings gestattete er sich auch eigene Improvisationen. Nun hörte man von draussen ja nichts mehr, er konnte also niemanden stören. In seinem Inneren nahm er aber seine Melodien sehr wohl wahr. Sie rissen ihn in eine Traumwelt, aus der er manchmal erst nach längerer Zeit wieder auftauchte. Diese Träumereien genoss er, wusste aber auch, dass er ihnen nicht mehr lange freien Lauf lassen konnte, denn man hatte ihm versprochen, bald einen provisorischen Ersatz zu liefern. Vor Weihnachten war es allerdings nicht mehr möglich. Die Musikge-

schäfte waren durch die Weihnachtsverkäufe zu stark belastet. Während die Dorfbewohner um ihre neue Orgel trauerten und der Klavierlehrer aus der misslichen Situation das Beste zu machen versuchte, trieben sich die Töne herum und suchten krampfhaft nach einem Instrument, das sie aufnehmen würde. Doch bald merkten sie, dass das nicht so einfach war. Zwar gab es Töne, die ganz gerne einmal Ferien gemacht und ihnen ihren Platz für einige Zeit überlassen hätten, doch nirgends konnten sie längere Zeit bleiben. Sie mussten einfach einsehen: Jede Orgel hatte ihre Töne, und diese gehörten zu ihrem Instrument und wollte auch dort bleiben. Entmutigt berieten sich die nun heimatlos gewordenen Töne.

Endlich sagte das hohe C: „Hört, liebe Schwestern und Brüder! Ich habe eine Idee. Wie Ihr alle seht, ist es sinnlos, unsere Suche fortzusetzen. Wir gehen somit wohl besser zu unserem alten Instrument zurück. Dort treten wir dann allerdings in den Streik. So wird die Orgel nicht tönen, worauf sie sicher ausgetauscht wird. Sobald dies geschehen ist, beenden wir natürlich unseren Streik. Die Orgel wird folglich wieder irgendwo installiert und wir erhalten endlich die Möglichkeit, unser ganzes Potential auszuleben.“

Dieser Vorschlag erschien allen vernünftig, und innert kürzester Zeit befand sich jeder Ton in seiner Pfeife in der Dorfkirche. Dies geschah gerade in dem Augenblick, als der Klavierlehrer die letzten Weihnachtsmelodien geübt hatte und sich nun gestattete, seinen Träumereien nachzuhängen. Welche Überraschung bot sich da den Tönen, als sie plötzlich wild durcheinander angeschlagen wurden. Zuerst waren sie ganz fassungslos vor Staunen, dann riefen sie einander beglückt zu: „Los, worauf warten wir denn noch!“ Sie liessen sich durch das Spiel des Klavierlehrers in die Luft wirbeln, so dass die Kirche unter der Wucht des Klangs erzitterte. Dies nahm der Klavierlehrer allerdings nicht wahr, denn in seinen inneren Ohren hatte es bereits vorher getönt. Erst durch die Rufe einiger Dorfbewohner tauchte er aus seinen Träumen auf. Erschrocken hielt er in seinem Spiel inne. Tatsächlich, es hatte wirklich getönt!

Sofort versuchte er, eine der Weihnachtsmelodien zu spielen. Die ersten Akkorde tönten laut, so dass die Dorfbewohner zu jubeln begannen. Doch plötzlich erstarben die Klänge und das Spiel hörte sich bald nur noch wie ein Fauchen an. Ungeduldig haute der Klavierlehrer nun eine Improvisation in die Tasten, und siehe da, es tönte wieder. Dieses Spiel wiederholte sich mehrere Male. Kaum wurden die geübten Weihnachtsmelodien begonnen, erstarb der Klang, lebte jedoch mächtig auf, sobald der Klavierlehrer eine seiner Improvisationen zum Besten gab. Schliesslich standen die Leute ratlos herum und fragten sich, was dies zu bedeuten hatte. Eines schien klar: irgendeine Macht hielt die Orgel davon ab, die alten Melodien zu spielen, liess sie aber bei Improvisationen aufleben. Um welche Macht es sich hier handeln musste, war

den gläubigen Dorfbewohnern bald einsichtig. Schliesslich befand man sich in einer Kirche. Gott wollte ihnen offensichtlich zu verstehen geben, dass in dieser Kirche andersartige Musik gespielt werden sollte. Nicht die harmonischen Akkorde waren erwünscht, sondern Musik mit etwas fremderem Charakter, die den Ohren nicht so vertraut war. Deshalb wurde einstimmig, wenn auch schweren Herzens, beschlossen, dass der Klavierlehrer bis zum Weihnachtsfest ein solch neuartiges Musikprogramm einüben sollte, allerdings so gemässigt wie möglich. Trotz dieses Wunsches äusserten die Leute schwere Bedenken, ob ein solcher Gottesdienst denn noch weihnachtlich sei. Doch lieber wollte man den Weihnachtsgottesdienst mit etwas befremdenden Klängen begleiten, als ihn ohne Orgelmusik zu gestalten. Am Schluss des Gottesdienstes – das wollten sich die Dorfbewohner trotz allem erlauben – sollte noch ein alter Choral gesungen werden, und zwar lieber ohne Orgelbegleitung als mit einer neuartigen Variante.

Nun hörte man den Klavierlehrer sehr häufig üben. Oft blieben Dorfbewohner vor der Kirche stehen und lauschten dem herrlichen Klang ihrer neuen Orgel. Einigen begannen die neuen Stilrichtungen Spass zu machen. Viele pfffen sogar ein zuvor gehörtes Orgelstück bei der Arbeit selbstvergessen vor sich hin. Allmählich fanden sie die Musik gar nicht mehr so andersartig. Es war eben Musik, wie es die altvertraute auch war. Es war ein Spiel von Tönen, das die Herzen zu ergreifen vermochte, wenn man es zuliess. Und so kam es, dass am Abend des 24. Dezember die Kirche mit Menschen gefüllt war, die zwar in etwas banger, aber dennoch freudiger Erwartung der Dinge harreten, die da kommen sollten.

Sobald die ersten Orgelklänge das Gotteshaus erfüllten, waren alle Bedenken verflogen. Auch wenn die Orgel nicht so tönte, wie die Dorfbewohner es bei ihrem Kauf erwartet hatten, tönte sie wunderschön. Die Melodien schienen trotz disharmonisch erscheinender Stellen eine kraft- und lichtvolle Stimmung zu zaubern, welche all diejenigen erfasste, die sich erfassen liessen, und das waren nicht wenige. So wurde der Gottesdienst trotz anfänglicher Bedenken sehr feierlich und ein grosser Erfolg. Den letzten Choral sagte der Pfarrer deshalb auch nur ungern an. Er fand es schade, dass der musikalische Abschluss des Gottesdienstes ohne Orgelbegleitung stattfinden sollte. Doch nun geschah ein Wunder: Wie er es gewohnt war, spielte der Klavierlehrer weiter, obschon er wusste, dass die Melodie nicht hörbar sein würde. Aber diesmal täuschte er sich: Die Orgel ertönte in ihrer vollen Pracht. Die Töne hatten nämlich mittlerweile beschlossen, dass sie ihren Streik aufgeben könnten. Sie hatten jetzt Abwechslung genug, so dass sie mit Vergnügen auch die altbekannten Harmonien erklingen liessen.

Als der letzte Akkord langsam verhallte, sassen alle Leute still und andächtig in den Kirchenbänken. Lange wagte niemand, sich zu bewegen, um den einzigartigen Augenblick der tief empfundenen Freude nicht zu zerstören. Dieses wundervolle Gefühl hatte nur entstehen können, weil die Herzen weit und dann in ihrer ganzen Grösse erfüllt worden waren. Und in ihrer stillen Andacht erkannten die Dorfbewohner plötzlich: Wahre Freude kann man nicht mit engherzigem Geist erzwingen. Wahre Freude ist ein Geschenk, das nur offene Herzen zu empfangen vermögen.

Die Intercity-Züge

„Gleis 2 bitte alle einsteigen!“ tönte es aus dem Lautsprecher am Bahnhof. Gleich darauf piffte der Kondukteur und gab das Zeichen zur Abfahrt. Schon schlossen sich die Türen des Intercity-Zuges Nr. 126 und die lange Wagenschlange setzte sich langsam und ächzend in Bewegung. Doch die leistungsstarke Lokomotive hatte die träge Masse bald in Schwung gebracht, so dass die Wagen elegant über die Schienen flitzten.

Wieder war der Intercity unterwegs, einmal mehr auf der vertrauten Strecke zwischen Zürich und Bern. Wie oft er diese Strecke schon gefahren war! Unzählige Male war er über die blanken Schienen geglitten und hatte den Rausch der Geschwindigkeit genossen. Langweilig würde es ihm dabei nie werden, gab es doch stets Neues zu sehen, ausserhalb wie auch innerhalb seiner Wagen. Seit vielen Wochen bearbeiteten zum Beispiel einige Männer eines der Geleise zwischen Bern und Freiburg, womit ein langes Stück einspurig war. Da konnte er immer die Fortschritte der Arbeiten begutachten. Ausserdem musste er häufig stehen bleiben, weil sich der Gegenzug verspätete. In solchen Momenten merkte er jeweils, wie die Passagiere in seinem Inneren, die bisher ihrer eigenen Beschäftigung nachgegangen waren, aus dem Fenster blickten und den Grund für den Stillstand herauszufinden versuchten. Manche von ihnen wurden recht ungeduldig, fluchten gar oder herrschten den Kondukteur an. Kein Wunder, mussten doch viele an einer der nächsten Stationen aussteigen und einen Anschlusszug erreichen. Der Intercity seinerseits wartete gern. Er liebte es, die Landschaft zu betrachten und dabei völlig von Ruhe umgeben zu sein, was in den Bahnhöfen ja nie der Fall war. Schade, dass die Menschen in ihm den Frieden oft störten. Aber eben, wie gesagt, er verstand sie.

Mitten in seinen Gedanken durchfuhr ihn plötzlich ein freudiger Schauer. Würde er nicht noch heute den Intercity Nr. 103 antreffen, ein weibliches Mitglied seiner Gattung? So komisch dies erscheinen mag: auch die Züge haben ein Geschlecht. Dieses ist ihnen von aussen nur nicht anzusehen, weshalb die Menschen fälschlicherweise meinen, das wären alles neutrale Gefährte, oder - wenn man ihrer Sprache Beachtung schenken wollte - alles männliche. Oder hat etwa schon einmal jemand von „die Zug“ oder „die Intercity“ gesprochen? Wohl nur Leute, die der deutschen Sprache nicht ganz kundig sind. Ob sie damit aber nicht ein Stück Wahrheit getroffen haben? Wie dem auch sei, die Züge selbst wussten alle sehr gut, welchem Geschlecht sie angehörten. Hätte man ihre Bauweise genau betrachtet, wären auch äusserliche Zeichen auszumachen gewesen. Aber eben, die Unwissenheit der Menschen machte solche Untersuchungen sinnlos.

Dem Intercity Nr. 126 wurde warm. Die Hitze im Innern des überheizten Zuges erfasste nun auch sein Äusseres, so dass er in der kalten Winterluft fast dampfte. Die Vorfreude war gross, denn ihm war inzwischen klar geworden, dass eine Begegnung schon recht bald stattfinden würde. Allerdings kam nun auch gleich etwas Wehmut über ihn: so sehr er sich jeweils auch bemühte, die schnelle Fahrt nur um wenige Stundenkilometer abzubremsen, gelang es ihm doch nie, den Zugführer zu überlisten. Dieser merkte stets, dass aus irgendwelchen Gründen die Geschwindigkeit abnahm und beschleunigte wieder auf das ursprüngliche Fahrtempo. Dem riesigen Druck des Antriebs war der Intercity nicht gewachsen, also sauste er unbarmherzig an seiner Geliebten vorbei. Dank dem, dass beide Züge so lang waren, dauerte ihre Begegnung dennoch einige Sekunden, welche sie auch redlich ausnützten, sich gegenseitig ihre Liebe beteuerten und voneinander die Wärme spürten. Aber eben, für zwei Verliebte waren diese Sekunden eine kurze Zeit. Erfüllt mit erhebenden und wonnigen Gefühlen, gleichzeitig aber auch mit Kummer und Schmerz, mussten beide Intercity ihres Weges ziehen. Ihr einziger Trost war jeweils das Wissen, dass sie sich im Verlaufe der nächsten Stunden wieder begegnen würden.

Lange konnte es diesmal nicht mehr dauern, das spürte der Zug Nr. 126 genau. Und ehe er diesen Gedanken zu Ende gedacht hatte, erblickte er sie schon von weitem. Eben wollte er ihr seinen Willkommensgruss entgegenpfeifen, als er plötzlich merkte, dass seine Geschwindigkeit ohne eigenes Dazutun deutlich abnahm. Immer langsamer wurde die Fahrt, und zwar nicht nur bei ihm - seiner Freundin schien es nicht besser zu gehen, denn nun rollten sie beide im Schrittempo einander entgegen und blieben schliesslich nebeneinander stehen. Vor lauter Verblüffung über den glücklichen Zufall vergassen die beiden Züge beinahe, die Gunst der Stunde auszunützen und sich ihre Liebe zu bekunden. Doch dann neigten sie sich soweit wie möglich einander zu, was nicht weiter schwierig war und auch niemandem auffiel, da sie sich in einer Kurve befanden. Ihre Gefühle verschmolzen miteinander und versetzte sie in einen rauschähnlichen Zustand. Ganz still standen sie da und waren bestrebt, den anderen möglichst tief in sich aufzunehmen und seine Liebe in seinem Herzen zu bewahren.

Inzwischen begannen sich die Menschen im Innern des Zuges zu regen. Sie schauten aus den Fenstern, blickten auf ihre Uhren, schüttelten ärgerlich die Köpfe und fragten sich, weshalb sie ausgerechnet am heutigen Tag, dem 24. Dezember, hier stehenbleiben mussten. Schliesslich wollten sie möglichst früh zu Hause sein, die einen, weil sie den Weihnachtsabend vorbereiten sollten, die anderen, weil sie zum heiligen Fest eingeladen waren. Nur wenige Passagiere sassen gleichmütig in ihren Sitzen, erwartete sie doch keine Feier.

Auch der Kondukteur begann ungeduldig zu werden. Musste dieser Stromausfall denn wirklich ausgerechnet jetzt eintreffen? Wie viele andere wurde er zu Hause erwartet und sollte für seine Kinder das Bäumlein herrichten. Aber jetzt musste er sich gedulden, denn sein Unmut durfte nicht sichtbar werden. Schliesslich war es vielmehr seine Aufgabe, aufgeregte Reisende zu beruhigen, was heute wohl nicht leicht sein dürfte. Seufzend ergab er sich in sein Schicksal, verzog den Mund zu einem Lächeln und betrat den nächsten Wagen, gewappnet, den Missmut der Menschen auf sich zu nehmen und mit Gleichmut zu tragen. Doch schon als er die Tür öffnete, schien ihm die Stimmung, die ihm entgegenschlug, merkwürdig. Niemand ärgerte sich mit lauter Stimme über die unfähigen Schweizer Bahnen. Die Leute streckten ihm vielmehr freundlich ihre Billette entgegen und erwiderten sein Lächeln. Hier und dort unterhielt man sich über mögliche Gründe des Zugstillstandes, erzählte sich, weshalb diese Wartezeit eigentlich ungelegen kam, nahm sie aber freundlich in Kauf. Schliesslich konnte ja selbst die perfektteste Technik nicht immer funktionieren, das war doch ganz klar und leuchtete jedem ein. Auch im folgenden Wagen war die Stimmung ruhig. Ein Mann hatte einen Sack Weihnachtsgebäck aus seiner Tasche geholt und verteilte es an die anderen Wartenden. Eine Frau summt leise ein Weihnachtslied vor sich hin, zwei Kinder üben ihre Weihnachtsgedichte, die sie am Abend auswendig vortragen sollten. Statt roher Worte und Beschimpfungen durfte der Kondukteur gute Wünsche entgegennehmen. Die Sache wurde ihm langsam unheimlich, als ihn im dritten Wagen das gleiche Bild erwartete. Etwas Merkwürdiges war geschehen, das er sich nicht erklären konnte. Sollten nicht genau heute die Gäste zu Recht aufgeregt und ungehalten über die Verspätung sein? War es nicht doppelt ärgerlich, am 24. Dezember mitten auf der Strecke zwischen Zürich und Bern auf dem Geleise zu stehen und zu warten, bis die Strompanne behoben war?

Das Verhalten der Menschen, das ihn eigentlich hätte freuen sollen, bereitete ihm auf einmal Unbehagen. War Weihnachten vielleicht doch mehr, als er es immer behauptet hatte? Ihm bedeuteten diese christlichen Feste nicht viel. Er pflegte sie eigentlich nur wegen der Kinder, die es ihm durch ihre Freude auch redlich dankten. Lag in Weihnachten aber vielleicht doch eine besondere Kraft, die er bisher einfach noch nie wahrgenommen hatte? Doch das erschien ihm unglaublich, denn er konnte sich nicht erinnern, je an einem der vergangenen Feste etwas in der Art erlebt zu haben, was ihm heute widerfuhr. Wie dem auch sei, eines war ihm klar: Wenn Weihnachten das Fest des Friedens und der Liebe sein sollte, so erlebte er zu dieser Stunde das erste Mal eine wirkliche Weihnacht, zwar ohne Tannenbaum und Kerzen, dafür aber inmitten einer alles durchströmenden Herzlichkeit und Wärme.

Energisch schüttelte der Kondukteur alle rührseligen Gedanken ab und durchwanderte weiterhin Wagen um Wagen, immer in der bangen Erwartung, das Wunder entpuppe sich als Traum und die Menschen seien plötzlich wieder ungeduldig und unhöflich wie eh und je. Aber diese blieben freundlich, auch als der Zug nach vollen zwanzig Minuten endlich wieder anfuhr.

Eine Erklärung für sein Erlebnis konnte der Kondukteur nie finden. Wie sollte er auch ahnen, dass die Lösung des Rätsels ganz einfach Liebe hiess? Durch die ineinander verschmelzenden Gefühle der beiden Züge hatte sich eine so gewaltige Kraft entwickelt, dass sie alle Wesen in ihrem Umkreis in ihren Bann gezogen hatte. Auch der Kondukteur im Intercity Nr. 106 hatte nämlich dieses Wunder erlebt, das er sich nicht zu erklären vermochte. Gefühle sind ja nicht tote Gebilde, sondern lebendige Schwingungen, die sich ausdehnen und je nach ihrer Intensität von der Umwelt mehr oder weniger wahrgenommen werden. Diese Wahrheit ist den meisten Menschen leider nicht bewusst, sonst würden sie ihre inneren Regungen wohl besser kontrollieren und so die Umgebung weniger mit Wut, Hass und dergleichen verseuchen.

Auch die Züge wussten nichts von diesem Gesetz. Sie merkten auch nicht, was in ihrem Innern vor sich ging. Sie waren sich nur ihrer gegenseitigen Liebe bewusst, die sie am heutigen Tag endlich einmal viele selige Minuten lang erleben durften. Als der Strom ihre Triebwerke wieder in Bewegung setzte, nahmen sie voneinander Abschied. Sie waren nicht traurig, denn jeder war sich der Liebe des anderen so gewiss, hatte sie so tief in sich aufgenommen, dass er noch lange von diesem Gefühl würde zehren können. Freudig taten sie weiterhin ihre Dienste, zwei ganz gewöhnliche Intercity-Züge auf der Strecke St. Gallen - Genf. Oder waren sie doch etwas ungewöhnlich? Allen Kondukteuren, welche diese Züge begleiteten, fiel auf, dass die Passagiere hier besonders friedlich und nett waren und die Wagen von einer deutlich spürbaren Wärme durchdrungen schienen.

Die Schneeflocken

Im Himmel über den Wolken herrschte geschäftiges Treiben. Ein Schneefall stand bevor, was für die werdenden Schneeflocken stets ein grosses Ereignis war. Schliesslich galt es, sich aus einem Wassertropfen in ein möglichst prächtiges, sternförmiges Gebilde zu verwandeln. Das war eine grosse Kunst, die nicht jeder gleich gut beherrschte. Je nachdem, wie man sich durch die verschiedenen Luftschichten bewegte, erhielt man eine bestimmte Gestalt. Diese sollte, so der Ehrgeiz der Wassertropfen, möglichst prunkvoll sein.

Endlich kam der langersehnte Wind und trieb die unruhige Gruppe ihrem Bestimmungsort auf der Erde zu. Hui, wie das wirbelte! Da musste man schon eine gehörige Selbstbeherrschung an den Tag legen, wenn man durch gekonnte Drehungen seine Form verschönern wollte. Erschöpft, aber dennoch neugierig, landete schliesslich eine Gruppe von Schneeflocken auf einer Tanne. Jeder der weissen Sterne betrachtete seine Gestalt. Argwöhnisch wurde mit dem Nachbarn verglichen. Jeder versuchte, sich noch etwas zu strecken, um seine Spitzen besser zur Geltung zu bringen. O ja, es war ein prachtvoller Anblick, diese glitzernden Gebilde, welche die Äste der Tanne in ein weisses Kleid hüllten. Es wäre wohl auch keinem der vorbeigehenden Menschen in den Sinn gekommen, dass in der friedlich daliegenden Schneedecke heftige Diskussionen und Streitereien in Gang waren.

„Schaut mich an!“ schrie der grösste Schneestern, „mich schlägt niemand! Ich bin der Grösste. Meine Zacken sind wunderbar fein geformt. Ich glitzere wie keiner von euch!“

Das mussten die anderen Schneeflocken zugeben. Eine solche Gestalt schaffte selten einer. Aber war nicht auch ihnen einiges gelungen? Waren ihre Leistungen nicht auch beachtlich und verdienten gebührende Anerkennung?

Überall wurden nun Zacken gezählt und verglichen. Immer wieder wurden am eigenen Leib neue erwähnenswerte Spitzchen gefunden, gleichzeitig jedoch bei den anderen Sternen unbarmherzig Schönheitsmängel aufgedeckt.

Der grosse Schneestern ärgerte sich über seine eingebildeten Kameraden. Merkten die denn nicht, wie kümmerlich sie im Vergleich zu ihm waren? Dauernd musste er auf seine Vollkommenheit hinweisen, die den anderen doch eigentlich die Sprache verschlagen müsste. Aber eben, in ihrer Eingebildetheit schienen sie sich ihrer kläglichen Gestalt nicht einmal bewusst zu sein.

Als sich der grosse Schneestern wieder einmal gewaltig räkelte, um zu einer neuen eindrucksvollen Rede anzusetzen, fiel sein Blick unvermittelt auf die Tannenspitze. Was er da sah, liess ihn erstarren. Seine klug gewählten Worte blieben ihm im Hals stecken. Über sich erblickte er einen riesigen, wundervol-

len Stern, der in leuchtendem Gold erstrahlte. Der Schneestern nahm nichts mehr wahr von dem, was sich um ihn herum abspielte. Er staunte nur noch dieses wunderbare Gebilde an. Wie klein und schäbig er sich plötzlich vor kam, wie elend und unvollkommen. Eine Stimme riss ihn schliesslich aus seiner Erstarrung. „Was schaust du mich so an?“ fragte der goldene Stern freundlich.

„Warum bist du so schön?“ brach es aus dem Schneestern heraus, „warum bist du so gross und leuchtest so wunderbar?“

„Oh“, meinte der goldene Stern, „die Menschen haben mich gemacht. Sie setzen mich jedes Jahr im Winter für einige Zeit auf diese Tanne. Wie du siehst, befinden wir uns auf einem besonderen Baum, der mit Kerzen und farbigen Kugeln geschmückt ist. Ich werde stets auf die Spitze gesetzt, damit ich weit leuchten kann, um die Menschen daran zu erinnern, dass Weihnachten vor der Tür steht.“

Erst jetzt bemerkte der Schneestern, dass dies tatsächlich eine besondere Tanne war. Erstaunt fragte er: „Was bedeutet denn Weihnachten?“

„Weisst du“, erwiderte der goldene Stern, „vor etwas mehr als zweitausend Jahren wurde ein ganz besonderer Mensch geboren, der durch seine weisen Worte und seine grosse Liebe die Welt veränderte. Jedes Jahr wird der Geburtstag dieses heiligen Mannes gefeiert, um alle Menschen an seine Lehren zu erinnern. Uns holt man für dieses Fest immer vom Estrich, putzt uns schön und hängt uns an eine Tanne. Da erfreuen wir uns an dem bunten Treiben um uns herum.“

Ungläubig staunte der Schneestern seinen Gesprächspartner an. „Was, du bist nicht immer hier?“

„O nein“, schmunzelte dieser, „die meiste Zeit verbringe ich in einer dunklen Schachtel auf einem Estrich.“

„Wie schrecklich!“ entsetzte sich der Schneestern, deine Schönheit wird nicht beachtet? Du musst einfach so dahinvegetieren, kannst nicht glänzen und strahlen?“

Da begann der goldene Stern herzlich zu lachen. „Oh, warum bedauerst du mich denn so?“ fragte er belustigt. „Klar ist es schön, als Bote einer solch wichtigen Nachricht auf dem Gipfel einer Tanne zu leuchten. Aber glaub mir, es ist nicht weniger schön in unserem dunklen Winkel. Uns wird es nämlich nie langweilig. Es gibt ja so viel zu erzählen! Die Spinnen und Mäuse wissen immer eine Menge Neuigkeiten. Aber auch die Bücher in den anderen Schachteln tragen zur Unterhaltung bei. Ach, wenn du wüsstest, was es auf dieser Welt alles zu sehen gibt! Du brauchst nur Augen und Ohren aufzusperren,

schon befindest du dich im herrlichsten, buntesten Treiben. Schau dich doch um, was es alles zu sehen gibt! Horch doch, was all die Tiere und Menschen erzählen!“

Erstaunt stellte der Schneestern fest, dass um ihn herum in der Tat eine Menge passierte. Ganz gebannt verfolgte er das Geschehen in seiner Nähe. Wie hatte ihm das bisher nur entgehen können! Na ja, das war eigentlich nicht schwer zu erklären. Nachdem er sich nur um seine eigene Schönheit gekümmert hatte und darum, die anderen über ihre Mängel aufzuklären, war er völlig blind gegenüber den Wundern in seiner Umgebung gewesen.

Ach ja, die anderen Schneeflocken! Sie stritten sich ja noch immer, plusterten sich auf und zählten ihre Spitzen. Mitleidig hörte der grosse Schneestern dem Gezänk eine Weile zu. Als alle müde schwiegen, begann er, von seinen Beobachtungen zu erzählen, vom Geschehen um ihn herum. Erstaunt wurden sich einige Schneeflocken ihrer Umgebung gewahr und entdeckten, dass rund um sie herrliches, verwirrendes, farbiges Leben pulsierte, von dem sie in ihrer Eingebildetheit nichts wahrgenommen hatten. Immer mehr Schneeflocken vergassen den Streit um ihre Schönheit und verfolgten fasziniert alles, was in ihrer Nähe geschah.

Als die Mittagssonne die wunderbaren Schneesternzacken empfindlich zu verformen begann, beschlich den einen oder anderen zwar ein gewisses Unbehagen, aber der grosse Schneestern lachte, obschon auch sein Glanz erheblich gelitten hatte, und rief: „Wozu unseren Spitzen nachtrauern? Gewiss, sie waren prächtig. Aber stellt euch vor, wenn wir erst einmal Wassertropfen geworden sind! Dann brauchen wir nicht mehr auf dieser Tanne sitzen zu bleiben. Dann können wir durch die weite Welt reisen und noch viel mehr vom Leben erfahren. Löst euch aus eurer Erstarrung! Wir sind da, um zu leben. Stellt euch vor, wie reich wir sein werden, wenn wir wieder im Himmel oben sind. Sperrt Augen und Ohren auf, nützt die Zeit!“

Von der sprühenden Lebensfreude des grossen Schneesterns angesteckt, vergassen die Schneeflocken ihren Kummer, der ihnen ihre vergängliche Form bereitere. Eigentlich hatte der grosse Schneestern ja Recht. Wie armselig mussten sie sich alle vorkommen, wenn sie wieder im Himmel waren und keine Ahnung hatten, wie es eigentlich auf der Erde zugeht. Froh räkelten sie sich an der strahlenden Wintersonne. Sie waren bereit, sich dem Leben hinzugeben. Oh, wie fühlten sie sich plötzlich frei und leicht!

Tief im Herzen dankte der grosse Schneestern seinem goldenen Freund. Hatten sie es nicht ihm, dem Weihnachtsboten, zu verdanken, dass sie endlich begriffen hatten, dass das Leben da ist, um gelebt zu werden? Voller Freude lachten sich die beiden so verschiedenen Sterne an und strahlten in ihrem

Glück dermassen hell, dass die vorbeieilenden Menschen geblendet ihre Augen abwandten. Nur ein alter Mann blieb stehen und staunte. Er war der einzige, dem es auffiel, dass die Sonne bereits untergegangen war und wohl kaum die Ursache für diesen hellen Glanz sein konnte. Aber auch er ahnte nicht, dass es allein die Freude war, die ein solch reines Licht zu verströmen vermochte, ein Licht, das jeden im Herzen berührt, der die Wunder des Lebens noch sehen und bestaunen kann.

Die Weihnachtskrippe

Zufrieden hockte die Stubenfliege in einer Ecke des Zimmers. Viele ihrer Artgenossen waren längst erfroren in der klirrenden Kälte, die draussen herrschte. Sie hatte Glück gehabt. Unversehens war sie eines Tages in dieses Haus geraten. Anfangs war sie sich zwar wie in einem Gefängnis vorgekommen und hatte immer wieder versucht, die Freiheit zu erlangen, welche sie dort vermutete, wo es am hellsten war. Doch ihre Flüge hatten stets mit einem schmerzhaften Aufprall gegen etwas Hartes geendet. Als sie kaum noch in der Lage gewesen war, gerade zu fliegen, hatte sie es aufgegeben und sich mit ihrem Schicksal abgefunden.

Mittlerweile konnte sie erkennen, dass ihre Lage eigentlich gar nicht so schlimm war. Nahrung gab es glücklicherweise genug von herumliegenden Esswaren, schmutzigem Geschirr und Abfällen. Ausserdem sorgte der ständige Betrieb von Menschen dafür, dass es ihr nie langweilig wurde.

Die Stubenfliege musste lachen: wie hatte sie doch am Anfang Ängste ausgestanden, wenn sie Menschen in ihrer Nähe wusste! Doch inzwischen waren ihr diese vertraut. Schliesslich kannte sie die Familie auch schon recht gut, die da wohnte: den manchmal etwas reizbaren, aber sonst liebenswerten Vater, die ordentliche und fürsorgliche Mutter, die ältere, eher ernsthafte Tochter Anna und ihre quirlige Schwester Monika. Gerade letztere machte ihr ab und zu die Hölle heiss, indem sie ihr mit einem gefährlich wirkenden langen Ding, das die Menschen 'Fliegenpatsche' nannten, nachstellte. Am Anfang war die Stubenfliege jeweils verzweifelt durch das ganze Zimmer geflogen. Aber inzwischen war sie schlau genug, um sich bei solchen Gelegenheiten in schmale Nischen zu verkriechen und sich ruhig zu verhalten, bis die Gefahr vorüber war.

Ach, wie glücklich schätzte sie sich nun, hier an der Wärme sitzen zu können! In der Regel war sie am liebsten in der Küche. Doch seit gestern hielt sie sich ständig in der guten Stube der Familie auf. Hier war nämlich etwas Sonderbares geschehen: der Vater hatte ein Stück Wald ins Zimmer geholt. Nun stand also tatsächlich eine richtige Tanne da, die von den Eltern mit bunten Kugeln, glitzernden Sternen und anderen wundersamen Gegenständen behängt worden war. Überdies hatte Anna unter dem Baum Holzfiguren aufgestellt, denen sie offensichtlich eine bestimmte Bedeutung beimass. All das fand die Stubenfliege eigenartig. Ihr war, als müsse irgendetwas Besonderes in der Luft liegen. Schon seit einer Weile fand sie nämlich, dass sich die Menschen oft so geheimnisvoll benahmen. Ausserdem roch es ausgesprochen häufig wunderbar nach Gebäck, von dem sie natürlich – wann immer möglich – ein bisschen

kostete. Kein Wunder, dass sie dicker geworden war. Aber bei all den vielen Köstlichkeiten konnte sie einfach nicht anders als immer wieder zu naschen.

Plötzlich wurde die Stubenfliege aus ihren Gedanken aufgeschreckt. Monika tanzte laut singend in das Zimmer. „Nur noch einmal schlafen, hurra, dann ist Weihnachten da!“ jubelte die Kleine.

'Pass auf!' wollte ihr die Fliege zurufen, denn das Mädchen wäre beinahe in den bunten Baum gehopst. Aber das Tier wusste bereits aus Erfahrung, dass die Menschen seine Sprache nicht wahrnehmen konnten, was ja auch seine Vorteile hatte. So brauchte es wenigstens nicht dauernd still zu sein.

Erneut versank die Stubenfliege in Gedanken. Morgen sollte also das Besondere endlich geschehen. Sie war schon gespannt, was sie wohl zu sehen bekommen würde. Da es mittlerweile dunkel geworden war, beschloss die Fliege, sich für die Nacht einzurichten. Träge begab sie sich zu den Holzfiguren unter der Tanne und setzte sich auf den Ochsen. Hier wollte sie schlafen, denn das würde ihr ein herrliches Gefühl von Natur und Freiheit geben. Schliesslich hatte sie einen guten Teil ihres bisherigen Lebens auf Kühen und anderen Tieren zugebracht.

Kaum war die Stubenfliege eingnickt, schreckte sie wieder hoch. Was war das? Wo war sie? Was war los? Angestrengt horchte sie in die Dunkelheit hinein. Im Haus war es ruhig. Offensichtlich lagen alle in ihren Betten und schliefen. Aber etwas hatte sie doch aufgeweckt!

Auf einmal merkte sie, dass es unter dem Baum heller geworden war. Ein geheimnisvolles Licht lag über den Holzfiguren und überzog alles mit einem goldenen Schimmer. Und da - jetzt sah sie es deutlich - bewegte sich etwas. Plötzlich erschien es der Fliege, als würde in sämtliche Figuren Leben einströmen, als erwachten alle aus einer langen Starre. Dabei benahmen sie sich so, wie wenn sie schon immer lebendig gewesen wären. Auch der Ochse begann sich zu regen, und eh sie sich's versah, wurde sie von seinem Schwanz vom Rücken gefegt. Benommen krabbelte sie in Deckung, um sich dann schliesslich einen sicheren Aussichtspunkt auf einem Ast der Tanne zu ergattern, gerade über den Hirten mit ihren Schafen. Von da aus folgte sie gebannt dem Schauspiel, das sich ihr nun bot.

„Kommt“, rief einer der älteren Männer, „wir wollen dem hellen Licht folgen. Mein Grossvater hat mir immer gesagt: 'Jonas, sei aufmerksam! Die Geburt eines besonderen Kindes, das die ganze Menschheit bewegen wird, naht. Wenn euch einmal ein unerklärlich helles Licht aus dem Schlaf holt, dann folgt ihm nach!' Diese Worte habe ich nie vergessen. Wir wollen ihnen Glauben schenken und uns eilig auf den Weg machen!“

Einige der Hirten murrten und rollten sich nur ungern aus ihren warmen Pelzen. Aber nachdem die Hunde einen schrecklichen Lärm machten und aufgeregt bellend herumliefen, war an Schlaf eh nicht mehr zu denken. Ausserdem war Jonas einer ihrer Ältesten, dem man eine gewisse Ehrerbietung schuldete. Also wurden schnell die wenigen Sachen zusammengepackt und die Gruppe setzte sich in Bewegung, stets dem Licht nach, das sie Richtung Stall führte. Was es dort wohl Besonderes gab?

Neugierig verliess die Stubenfliege ihren Platz und wollte sich auf den Dachgiebel der kleinen Hütte setzen. Doch da wurde ihre Aufmerksamkeit bereits durch eine andere Gruppe gefesselt:

Drei stattliche Männer ritten auf Kamelen daher, und zwar schienen sie einem Stern zu folgen. Schnell suchte sich die Fliege einen geeigneten Aussichtspunkt und starrte auf die merkwürdigen Gestalten, deren Kleider Königswürde verrieten.

„Diesem Stern werden wir folgen, und sollte er uns ans Ende der Welt führen“, sagte der grösste der Männer, der ein ganz schwarzes Gesicht hatte.

„O ja“, erwiderte derjenige, der zuvorderst ritt, „denn alle hatten wir letzte Nacht denselben Traum. Das muss eine Bedeutung haben! Mir schien gestern die Freundlichkeit von Herodes sowieso äusserst merkwürdig. Habt ihr seine Augen gesehen? Sie blickten kalt und berechnend in die Welt. Ihm können wir nicht vertrauen. Ausserdem haben wir alle drei unabhängig voneinander alte Schriften entziffert, die besagen, dass in diesem Monat ein heller Stern die Geburt eines Kindes anzeigen wird, das höchste Königswürden trägt. Also folgen wir diesem Licht, auch wenn es uns ins Ungewisse führt.“

„Du hast recht“, sprach der dritte Mann, „alle Zeichen stehen günstig. Deshalb wollen wir den alten Weisungen vertrauen, selbst wenn sie uns einen ungewöhnlichen Weg zeigen.“

So näherte sich auch diese Gruppe allmählich dem Stall.

Nun musste die Stubenfliege endlich herausfinden, was es dort bei Ochs und Esel zu sehen gab. Die Sache erschien ihr immer merkwürdiger. Rasch begab sie sich in die kleine Hütte und blieb dort erstaunt auf einem Holzbalken sitzen. In der kleinen Krippe lag ein Kindlein. Das hatte sie zwar auch schon gesehen, aber heute war es von einem sonderbaren Licht umgeben. Ausserdem schien es von unzähligen kleinen geflügelten Wesen umschwirrt zu werden, die musizierten und sangen. Die junge Frau, die Anna beim Aufstellen der Figuren 'Maria' genannt hatte, sorgte sich um das frischgeborene Büblein, während der Mann, der wohl Joseph war, vor dem Haus die eben eingetroffenen Hirten begrüsste. Bald erschienen auch die königlichen Männer, die

schnell von ihren Kamelen stiegen und ehrfürchtig den Raum betraten. Alle versammelten sich nun um das Baby in der Krippe.

Auf einmal wurde das Licht, welches dieses Kind umgab, immer grösser und heller. Bald sah die Fliege nichts mehr, keinen Stall, keine Menschen und Tiere, gar nichts. Um sie herum war es nur noch hell. Die ganze Welt schien ein einziges Licht zu sein, und aus diesem Licht vernahm die Stubenfliege eine Stimme, die sich zu Worten formte: „Ihr habt mich gesucht, deshalb bin ich zu euch gekommen. Ja, ich bin Christus, der Sohn Gottes, und habe euch eine Botschaft zu überbringen. So vernehmt denn das Folgende: Ihr alle seid Kinder Gottes und deshalb Teil seines ewigwährenden Lichts. Dieses zu finden ist eure Aufgabe, denn erst dann werdet ihr die vernommene Botschaft wirklich verstehen. Auf dem Weg dahin sollen euch meine Worte wie ein Stern die Richtung weisen, euch Trost spenden und die Gewissheit geben, dass ihr nicht vergeblich sucht. In euren Herzen seid ihr stets mit Gott verbunden. Darum werdet ihr dort alle Antworten finden, die ihr für euren Weg braucht. Seid euch gewiss, ihr seid nie alleine gelassen.“

Als sich die Stubenfliege wieder ihrer Umgebung gewahr wurde, sass sie auf dem Balken im Stall. Hatte sie geträumt? Doch dann müsste sie sich auf dem Ochsen befinden, denn dort hatte sie sich bei Einbruch der Dunkelheit hingestellt, das wusste sie noch ganz genau. Sie blickte sich um. Alles war still. Nichts deutete darauf hin, dass noch vor kurzer Zeit die Figuren lebendig gewesen wären. Oder etwa doch? Das Kind in der Krippe hatte vorher immer ein so ernstes Gesicht gehabt, und jetzt lächelte es. Es schien die Stubenfliege anzustrahlen und ihr zu sagen: „Was du gesehen hast, ist wahr. Vertraue dir, denn auch du bist ein Geschöpf Gottes und lebst in seinem Licht. Meine Botschaft gilt nicht nur den Menschen. Alle Lebewesen sollen sie vernehmen, denn selbst das Geringste unter ihnen wird von seinem Schöpfer nie vergessen. Auch du nicht, kleine Fliege.“

Plötzlich spürte die Stubenfliege eine grosse Freude in sich. Sie wusste, dass sie etwas Wichtiges erfahren hatte, eine Wahrheit, die ihrem ganzen Fliegenleben einen neuen Wert verlieh, denn: konnte dieses geringer sein als ein anderes, wenn alles Leben göttlich war? Glücklicherweise schloss sie die Augen. Jetzt war ihr klar, weshalb die Menschen Weihnachten feierten. Ob sie diese Botschaft wohl auch vernahmen? Die Stubenfliege wünschte es sich von ganzem Herzen, und weil sie mittlerweile sehr müde war, schlief sie bald über ihren Gedanken ein.

Die Wildlederschuhe

Wenn man in den geräumigen Laden eintrat, nahm man sofort den Duft von Leder wahr. Dies war kein Wunder, denn überall reihten sich auf den Regalen Schuhe aneinander: grosse und kleine, glänzende und matte, elegante und rustikale - für jeden Geschmack gab es etwas Passendes. Still standen die Schuhe da und warteten darauf, einen Besitzer zu erhalten. Einerseits fieberten sie alle auf diesen Augenblick, endlich das Regal verlassen und in die weite Welt reisen zu können, andererseits hatten sie aber auch ein wenig Angst. Sie wussten von älteren Artgenossen, welche bereits eine Weile im Dienst der Menschen gestanden hatten, dass so ein Schuhleben nicht immer einfach war. Da gab es Leute, die trampelten auf ihrer Fussbekleidung herum, andere schlurften die Sohlen schief. Es gab welche, die ihre Schuhe nicht pflegten und solche, die sie in eine dunkle Ecke stellten und nie benützten. Ja, es gab vielerlei Schuhschicksale, und die waren zum Teil nicht einfach zu tragen. Jedes der funkelneuen Schuhpaare hoffte natürlich auf den idealen Besitzer, der seine Fussbekleidung regelmässig benützte, einen angenehmen Gang hatte und das Leder auch ordentlich pflegte.

Mitten auf einem der Regale stand ein Paar halbhocher, hellbrauner, gut gefütterter Wildlederschuhe. Sie befanden sich noch nicht lange im Laden, denn die Sommerschuhe waren erst gerade vor einigen Tagen weggeräumt worden. Schliesslich war es bereits Herbst, und die Kunden suchten nun etwas für die bald hereinbrechende Winterzeit. Die Wildlederschuhe waren recht ungeduldig. Wie langweilig es doch auf diesem Regal war! Nun, immerhin war dieser Standort besser als die finstere Schachtel, in der sie bis vor kurzem eingesperrt gewesen waren. Immer, wenn sich ein Kunde näherte, warteten die Schuhe darauf, endlich einmal über irgendwelche Füsse gezogen und anprobiert zu werden. Was würde dies wohl für ein Gefühl sein? War es wirklich so schlimm, wie manche ältere Schuhe es ihnen vorgejammert hatten? Fieberhaft erwarteten die Winterschuhe den ersehnten Augenblick.

Eines Tages war es dann soweit: Eine Frau betrat mit einem Mädchen den Laden. Die Verkäuferin begleitete die beiden vor das Regal, in dem die hellbraunen Schuhe standen. Nach einer kurzen Zeit fühlten sich diese aufgehoben und weggetragen. Bald standen sie mit anderen Schuhen vor einem Stuhl, und nicht lange danach zwängten sich Kinderfüsse in ihr Inneres. Kräftig wurden die Schuhbänder angezogen, dann erfolgten die ersten Schritte. Na ja, allzu bequem war das in der Tat nicht. Wenn man es nicht gewohnt war, schmerzten die Sohlen effektiv, ebenso die fest angezogenen Schuhbänder. Dafür gab es endlich Bewegung in das langweilige Dasein auf dem Regal. So waren die Wildlederschuhe nicht unglücklich, als sie bald darauf in eine Schachtel ge-

packt und weggetragen wurden. Nun begann also das lang ersehnte richtige Leben.

In ihrem neuen Zuhause wurden die Schuhe gut gepflegt, aber manchmal auch ganz schön strapaziert. Das Mädchen ging nicht zimperlich mit ihnen um. Es trat in Pfützen, rannte durch den grössten Dreck, stiess gegen Steine und stampfte manchmal wütend. All dies war recht unangenehm. Aber zum Glück gab es dazwischen immer wieder Ruhepausen, in denen sich die Schuhe von den ausgestandenen Strapazen erholen konnten. Dann stand das Paar oft in Gesellschaft anderer Schuhe an seinem Platz und gegenseitig erzählte man sich Erlebnisse. So vergingen langsam die Tage und Wochen. Die Winterschuhe gewöhnten sich an das raue Leben ausserhalb des Ladens. Sie merkten aber auch, dass ihr Äusseres unter all den Strapazen litt. Obschon sie sich nicht über ungenügende Pflege beklagen konnten, durchzogen schon erste Falten das vorher glatte Leder. Ausserdem schien es den Schuhen, dass das Leben nicht ganz so abenteuerlich war, wie sie es sich vorgestellt hatten. Ihre Herrin, das kleine Mädchen, erlebte nicht übermässig viel Spannendes und liess seine Schuhe manchmal stundenlang irgendwo in einem Abstellraum stehen. Nur einmal war etwas besonders Aufregendes geschehen: da hatten die Sohlen nämlich nicht mehr den schwarzen Asphalt unter sich gespürt, sondern etwas Weisses und Kaltes. Aber dieses pulvrige Element war nur im ersten Augenblick etwas Spannendes gewesen. Bald entpuppte es sich als etwas eher Unangenehmes, da es das Leder nass werden liess. So waren die Schuhe schliesslich froh, wenn sie möglichst viele Ruhepausen hatten, in denen sie vor sich hindösen konnten. Nein, das langersehnte Abenteuer des Lebens war wirklich nicht so erstrebenswert, wie es einmal geschehen hatte.

Einmal, zu einer Zeit, als die Schuhe meistens schon Feierabend hatten, zwängten sich die Kinderfüsse in ihr Inneres. Irgendetwas Besonderes schien heute los zu sein, denn die ganze Familie zog sich dicke Mäntel, Mützen sowie Handschuhe an und trat in die bitterkalte Winternacht hinaus. Brr, wie schön wäre es nun im warmen Haus! War das denn wirklich nötig, sich dieser elenden Kälte auszusetzen? Was hatte die Familie im Sinn, dass sie den Schuhen die sonst ruhige Zeit stehlen musste? Die Lederschuhe trösteten sich mit dem Gedanken, dass man bestimmt schon bald wieder heimkehren würde. Aber das schien die Familie nicht im Sinn zu haben. Immer weiter ging der Marsch durch die dunkle Nacht.

Bald erblickten die Schuhe eine ganze Menschenmenge und damit natürlich etliche Leidensgenossen, die sich ebenfalls nach Wärme sehnten. Viele der versammelten Leute trugen kleine Lichtlein in der Hand, und alle schienen sich auf etwas zu freuen. Je aufgeregter aber die Stimmung wurde, umso elender fühlten sich die Schuhe. Ihnen war ja so kalt und sie sehnten sich nach Ru-

he. Die Menschen waren wirklich rücksichtslos, ihnen den wohlverdienten Frieden einfach zu zerstören!

Auf einmal merkten die Wildlederschuhe, dass sich viele ihrer Kameraden von der spannungsvollen Erwartungshaltung anstecken liessen, ja, dem Kommen sogar entgegenfieberten. Da fühlten sich die hellbraunen Schuhe immer einsamer und trostloser. Waren sie denn die einzigen, die keine Lust auf Abenteuer hatten, welche ja doch nur Strapazen mit sich brachten?

Endlich kam etwas Bewegung in die Menschengruppe. Das half wenigstens gegen die grosse Kälte. Murrend und verbittert leisteten die Schuhe ihren Dienst. Nach kurzer Zeit schien die Menschenmenge auch schon an ihrem Ziel angekommen zu sein. Alle Leute standen nun um einen Baum, auf dem viele Lichtlein brannten. Bald durchbrachen Lieder die Stille der Nacht. Kinder spielten kleine Theaterszenen vor und manche Leute hielten Reden. Rundum war eine feierliche Stimmung zu spüren. Menschen und Schuhe vergassen die Kälte und schienen von einem tiefen Frieden erfüllt zu sein. Je mehr dies die hellbraunen Wildlederschuhe spürten, umso grösser wurde ihr eigener Jammer. Wie konnte man nur so fröhlich sein, wenn das Leben doch so elend war? Wie konnte man Frieden empfinden, wenn jeder Tag ein Kampf war? Waren denn alle verblendet von den Lichtlein auf dem Baum?

Nun begann das kleine Mädchen heftig zu stampfen und zu hüpfen. „Auch das noch,“ dachten die Schuhe erbittert. „Aber bitte, nur zu, das Leben ist sowieso eine einzige mühsame Plage.“

Plötzlich merkten die Schuhe, dass es in ihrem Innern langsam wärmer wurde. Offensichtlich vertrieb die Bewegung des Kindes die schlimmste Kälte. Oh, wie tat das gut! Die Wärme breitete sich langsam aus und durchdrang das ganze Innenleder. Dadurch wich allmählich die grosse Anspannung und machte einer tiefen Müdigkeit Platz, die auf den inneren Aufruhr folgte. Das Denken wurde immer träger und schliesslich war es einfach still.

Und dann geschah etwas Merkwürdiges: Es war, als würden im Inneren des Leders Lichter entzündet, welche einen wundersamen Frieden verströmten. Erstaunt blickten die Schuhe um sich herum, um eine Erklärung für dieses Mysterium zu finden. Doch alles war noch gleich wie vorher. Die Lichtlein brannten noch unverändert auf dem Baum. Die Menschen sangen gerade ein Lied und überall war die gleiche Freude zu beobachten, die schon seit einer Weile alle Augen glänzen liess. Diese Lichter und das Gefühl von Frieden mussten also von innen kommen. Aber wie? Erst vor kurzem hatten die Schuhe doch noch ganz verbittert mit ihrem Schicksal gehadert. Die Wärme in ihrem Innern hatte dann lediglich bewirkt, dass sich eine grosse Müdigkeit ausbreitete. Diese hatte dann allerdings alle Gedanken ausgelöscht. Ja, und in die-

ser Leere waren die Lichter erschienen und das herrliche Gefühl des Friedens entstanden. War es also möglich, dass sie, die Wildlederschuhe, selber die Quelle der wundersamen Erscheinung waren?

Als die Schuhe wieder um sich blickten, schien auch die ganze Umgebung verwandelt zu sein. Die Lichter auf dem Baum sowie die Augen der Menschen leuchteten viel intensiver. Die grosse Freude, die alle ausstrahlten, erfasste nun mit Leichtigkeit das Herz der Schuhe. Und da erkannten diese plötzlich: Nichts auf Erden vermag Frieden zu vermitteln, wenn das eigene Herz hart und verstockt ist. Nur wenn dieses sich öffnet sind die Schönheiten des Lebens für die Seele zugänglich. Erst dann wird es möglich, zarte und wohltuende Gefühle zu erfahren und sie ins Leben fliessen zu lassen. Damit ist dieses keine Plage mehr, sondern ein friedvolles Dasein.

Was für ein wundervolles Geheimnis hatten die Schuhe doch an diesem Abend erfahren! Sie wollten es nie mehr vergessen und allen, die ihnen zuhörten, davon erzählen. Dieser besondere Abend der Lichter und Freuden sollte das einstmals so trübe Schuhleben verwandeln, und zwar in ein Leben des Friedens, denn das war nun klar: Nur die eigenen bitteren Gedanken mussten zum Schweigen gebracht werden, um das Wunder der Lebensfreude zu erfahren. War das nicht ein kleiner Preis für dieses riesige Geschenk?

Weihnachten

Sauber aufgereiht und geordnet standen die Bücher im Gestell. Jedes hatte seinen festen Platz. Einmal im Jahr wurden sie herausgezerrt und kräftig aneinandergeschlagen, bis sie in eine Staubwolke gehüllt waren. Nach dieser schmerzhaften, aber wohltuenden Reinigung durften sie wieder ihren Platz auf dem blitzblank geputzten Regal einnehmen, um ein weiteres Jahr dazustehen und zu warten, dass sie einmal gebraucht würden.

Doch wer ganz aufmerksam ins Regal schaute und gut hinhörte, der wusste, dass dieses Bild der Ruhe trog. Besonders an langen Winterabenden kam Leben in die kleine Gesellschaft. Schliesslich hatte jedes der Bücher viel zu erzählen. Meistens begann das dicke Lexikon: „Also wisst ihr“, meldete es sich in seinem rechthaberischen Ton, „es ist wirklich gut, dass ihr mich habt. Ein solch langweiliger Abend eignet sich doch ausgezeichnet, um etwas zu lernen. Wir sind noch immer nicht fertig mit dem 'F' und es wäre an der Zeit, über das Wort 'Frauenverbände' nachzudenken.“

Dieser Rede folgte ein Stöhnen, das aus der untersten Reihe des Regals kam.

„Lass uns endlich mit diesem Quatsch in Ruhe“, empörte sich ein Roman von Tolstoi. „Lass uns lieber Geschichten anhören.“

„Ich würde sagen“, meldeten sich nun Goethes gesammelten Werke, „ihr langweilt uns alle beide. Der eine hat zwar einen dicken Bauch vor lauter Wissen, der andere trift vor rührenden Worten, doch an Weisheit fehlt es euch allen beiden.“

In diesem Augenblick wurde der Streit unterbrochen, denn die Zimmertür öffnete sich. Ein herrlicher Geruch, wie es ihn jedes Jahr nur einmal gab, verbreitete sich im Raum. Es war ein süsser Duft vermischt mit Kerzenrauch. Ein Mann näherte sich dem Büchergestell. Wie nun die Herzen zwischen dem vielen Papier zu klopfen begannen! „Bitte, nimm mich mit!“ flehten viele Stimmen unhörbar.

„Er will bestimmt etwas nachschlagen“, vermutete das dicke Lexikon und plusterte sich noch etwas auf, damit der Mann es ja nicht übersehen konnte.

„Er sucht Zerstreuung“, sagte sich der Roman und reckte sich den suchenden Händen entgegen.

„Er sehnt sich nach Weisheit“, meinten Goethes Werke, denn diese war während der Zeit der kurzen Tage jeweils gefragt, das wussten sie aus Erfahrung.

Doch welcher ein Seufzer der Enttäuschung entrang sich den papierernen Seelen, als der Mann nach einem unscheinbaren Büchlein griff, das zwischen Mörikes

Gedichten und einem Bildband eingeklemmt war. Kaum war die Türe wieder geschlossen, machten die grossen Bücher ihrer Empörung Luft.

„Dieses magere billige Ding zieht er uns vor“, schnaufte der Gedichtband von Mörike. Er hatte das Gefühl, sein mit Goldbuchstaben verzierter Einband müsse vor Zorn platzen. „Mich nimmt Wunder“, meinte einer der Bände, „was dieser Winzling in dieser besonderen Zeit der Gerüche und Erwartungen zu bieten hat.“ Das sollten die Zurückgebliebenen erst einige Tage später erfahren. Noch ein bisschen schäbiger und abgegriffener wurde das kleine Büchlein an seinen Platz zurückgestellt. Ein seltsamer Glanz umgab es. Grosse Freude und ein tiefer Frieden gingen von ihm aus. Auf die vielen Fragen antwortete es vorerst nicht. Dann begann es langsam und leise zu erzählen, von Kerzenschein und leuchtenden Kinderaugen, von Liedern und andächtigen Worten. Es erzählte auch von hölzernen Figuren, die unter dem geschmückten Tannenbaum neben vielen farbigen Paketen standen und genau zu der Geschichte passten, die der Mann aus ihm vorgelesen hatte.

Ja, diese Geschichte von dem kleinen Kind, das dort so armselig in einem Kripplein gelegen hatte. Ganz still hörten die anderen Bücher zu. Das Lexikon vergass dabei ganz sein riesiges Wissen, der Roman seinen packenden Inhalt und Goethes gesammelte Werke ihre Weisheit. Was sie hörten, das merkten sie, war etwas ganz Besonderes. Es war eine Aufforderung an alle, sich wie die Hirten und Könige auf den Weg zu machen und das Göttliche zu suchen. Tiefer Frieden und weihnachtliche Freude erfüllte all die Bücherseelen. Stolz und Hochmut fielen von ihnen ab. Stille machte einem wunderbaren Weihnachtsgeschenk Platz, nämlich der Ahnung von etwas, das unfassbar wirkt und doch so nahe ist: das Göttliche in Form des Seelenlichtes in den eigenen Herzen.

Das Projekt des lieben Gottes

Wie immer um diese Jahreszeit herrschte im Himmel Hochbetrieb. Dem lieben Gott war es nämlich wichtig, dass er zur Weihnachtszeit besonders segnend auf die Erde einwirken konnte. Er wollte den Menschen zeigen, dass es sich lohnt, an ihrem Glauben festzuhalten. In diesem Jahr sollte alles noch wunderbarer werden. Der liebe Gott hatte sich etwas ganz Besonderes ausgedacht. In einer grossen Himmelskonferenz unterbreitete er allen anwesenden Himmelsbewohnern seine Idee.

„Hört, ihr lieben Helfer, für die bevorstehende Weihnachtszeit habe ich eine ausserordentliche Mission geplant. Ich möchte meinen Kindern auf Erden zeigen, weshalb es wichtig ist, an den himmlischen Gesetzen festzuhalten und sie im Leben umzusetzen. Um aber zu sehen, wie die Menschen auf mein Vorhaben reagieren, möchte ich erst ein kleines Versuchsprojekt in einem abgelegenen Teil der Welt starten. Gelingt dies, soll die ganze Erde von meinem Wohlwollen profitieren. Nehmt nun meinen Wunsch zur Kenntnis und trifft die notwendigen Vorbereitungen, so dass wir in einer Woche starten können. Folgendes ist zu tun: Ihr müsst sicherstellen, dass in dem auserwählten Gebiet völliger Friede herrscht, keinem Menschen ein Leid widerfährt, alle in gutem Wohlstand leben und sich bester Gesundheit erfreuen sowie nur Gefühle des Glücks, der Freude und der Liebe erfahren.“

Etwas schockiert starrten die Himmelsbewohner den lieben Gott an. Was er von ihnen verlangte, grenzte ans Unmögliche. Doch Gott liess ihnen keinen Raum für Vorbehalte oder Zweifel. „Tut, was ich gesagt habe!“ forderte er sie streng auf und verliess sie.

Nach einer kurzen Pause, in der sich alle entgeistert anschauten, begann eine hitzige Debatte über den Sinn eines solchen Projektes. Schliesslich gelang es Erzengel Gabriel, Ordnung in die diskutierende Schar zu bringen: „Ihr habt den Willen unseres Schöpfers vernommen. Also folgt ihm und helft mit, nach einer Lösung zu suchen!“

Die folgenden Tage arbeiteten die Himmelsbewohner hart in verschiedenen Projektgruppen, die von Erzengel Gabriel koordiniert wurden. Endlich stand der Plan, dem der liebe Gott nach kurzem Nachdenken zustimmte. Und so brach für ein kleines Gebiet auf der Erde die erstaunlichste Zeit an, die ein Mensch auf diesem Planeten je erlebt hat.

Es begann damit, dass die Leute in der auserwählten Region plötzlich vergassen, weshalb sie sich bekriegten. Feinde sahen einander erstaunt an und wussten nicht mehr, aus welchem Grund sie am Tag vorher noch aufeinander geschossen oder sich gegenseitig beleidigt hatten. Und da sie den Sinn ihres

feindlichen Verhaltens nicht mehr einsahen, stellten sie es ein. Gleichzeitig leerten sich schlagartig Spitäler und Arztpraxen, da Krankheiten auf unerklärliche Art und Weise verschwanden. Menschen, die bisher in Armut gelebt hatten, mussten zu ihrem Erstaunen feststellen, dass sich ihr Geldbeutel trotz verschiedenster Auslagen nicht leerte. Wohlstand kehrte ein, keiner hatte mehr Not zu leiden, womit die Sozialämter bald ihre Türen schliessen konnten. Die eindrucklichste Veränderung war aber der Wandel in den Gemütern der Menschen. Alle strahlten sie Freude und Liebe aus. Es war wie der Himmel auf Erden.

In den ersten Tagen genossen die Menschen ihr neues Sein. Sie lachten, feierten Feste, badeten sich in ihrer Gesundheit und ihrem Wohlstand und liessen es sich gut ergehen. Als sie jedoch zu merken begannen, dass sich das Leben der gesamten Gemeinde auf so merkwürdige Art verändert hatte, stellte sich bei vielen ein leises Unbehagen ein: es war doch einfach nicht möglich, dass es allen auf einmal völlig grundlos gut ging. Das Ganze musste einen Haken haben. Argwöhnisch warteten die Leute darauf, dass sich das Blatt wenden und alles wieder so sein würde wie vorher. Doch nichts geschah. So begannen die Menschen nach Erklärungen zu suchen. Umfassende wissenschaftliche Abhandlungen wurden geschrieben. Prominente Personen äusserten sich in den Medien. Einhellig wurde die Meinung vertreten, dass es sich hier um ein unerklärliches Phänomen handeln musste, eine Art Ausnahmezustand. Der Einfluss Ausserirdischer wurde nicht ausgeschlossen. Einige Stimmen gaben zu bedenken, dass die Erde möglicherweise von Bewohnern eines anderen Planeten zu einer Art Versuchsobjekt ausgewählt worden war. Man durfte gar nicht darüber nachdenken, was für Tests diesen Ausserirdischen in den Sinn kommen könnten. Diese und andere Spekulationen bewirkten, dass der paradiesische Zustand den Menschen Sorgen bereitete. Sie merkten, dass sie irgendwelchen undefinierbaren Kräften ausgeliefert waren. Was zuerst für so viel Freude gesorgt hatte, löste langsam aber sicher immer mehr Angst aus. Nur einige wenige verstanden, welche Kräfte wirklich hinter dem Phänomen stecken mussten, weshalb sie sich auch nicht sorgten. Ihre Erklärungen und Aufrufe an die Mitbewohner blieben aber ungehört. Diese Lösung fanden die meisten schlicht naiv. Weshalb sollte sich denn der liebe Gott – falls es ihn überhaupt gab – darum bemühen, ihnen ein Paradies auf Erden zu beschenken? Diese Idee fanden sie absurd. Zudem widersprach sie ihren Erfahrungen und ihrer Theorie, dass Wohlstand und Glück durch harte Arbeit verdient werden musste.

So viel Unverständnis bereitete dem lieben Gott, der den Verlauf seines Projektes interessiert beobachtete, einiges Kopfzerbrechen. Es machte ihn traurig, dass die Menschen so hartnäckig an ihren falschen Vorstellungen festhielten.

Wie sollte es je Friede und Wohlstand für alle auf dieser Erde geben, wenn die Mehrzahl der Menschen nicht daran glaubte, dass ihnen ein solches Sein zustand? Wie nur sollte er ihnen zu verstehen geben, dass diese Seinsform viel mehr ihrer Natur entsprach als Kriege und Elend? Offensichtlich brauchten sie noch einige Zeit, um zu erkennen, dass sie seine Kinder waren und deshalb ein Recht auf den Himmel hatten, und zwar schon zu Erdzeiten. Doch solange sie sich gegen solche Ideen wehrten, half es wenig, sie mit göttlichen Geschenken zu überhäufen, die sie ohnehin nicht zu verstehen vermochten.

So begann auf dem auserwählten Gebiet ganz langsam der alte Trott wieder seinen Gang zu nehmen. Spitäler, Arztpraxen und Sozialämter mussten ihre Tore erneut öffnen. Ebenso traten die bekannten Streitigkeiten auf. Obschon dies von allen Leuten bedauert wurde, gab es dennoch ein Aufatmen. Dieses Leben war ihnen vertraut, hier fühlten sie sich sicher.

Nur einige wenige Personen konnten das göttliche Geschenk behalten. Da sie erkannt hatten, woher die Gaben kamen, stellten sie von nun an ihr Leben in den Dienst dieser wunderbaren Kräfte. Sie lebten weiterhin in Frieden, Freude und Liebe und zeigten damit den anderen Menschen, dass dieser Zustand nichts Unmögliches war.

Dies erfreute den lieben Gott in hohem Mass. Obschon er sich damit begnügen musste, den Menschen seine Geschenke nur noch wohl dosiert zukommen zu lassen, liess er es sich bis zum heutigen Tag nicht nehmen, immer zur Weihnachtszeit besonders grosszügig zu sein. Er wusste, dass zu dieser Zeit viele seiner Kinder empfänglicher für seine Gnade waren als während des übrigen Jahres. Allerdings können nur diejenigen Menschen sein Wirken wahrnehmen, die ihre Herzen bewusst öffnen und den lieben Gott einlassen, wenn er bei ihnen anklopft. Sie werden dann reich beschenkt mit weihnachtlichen Gefühlen und verstehen, dass die Geburt des Christuslichtes nicht ein einmaliges Ereignis war, das vor über 2000 Jahren stattfand. Vielmehr schlummert dieses Seelenlicht in jedem von uns und wartet nur darauf, erkannt zu werden und anschliessend immer mehr wachsen zu können. Du weisst nicht, was dieses Seelenlicht genau ist? Es ist deine Verbindung zur Seelenebene und damit zum Wissen, wer du in Wirklichkeit bist. Oder hast du effektiv vergessen, dass du mehr bist als dieses beschränkte Menschenkind?

Wie die Kinder Gottes erwachsener werden müssen

Nachdenklich betrachtete der liebe Gott wieder einmal das Treiben auf der Erde. Was er sah, gefiel ihm teilweise gar nicht, teilweise entlockte es ihm aber auch ein Schmunzeln, selten grosse Freude. Er seufzte tief. Ach, wie er doch seine Kinder trotz allem liebte! Aber er sah ein, dass die ganze Liebe nichts nützte, wenn er ihnen nicht begreiflich machen konnte, dass sie langsam etwas erwachsener werden sollten.

Dass sie davon nichts wissen wollten, war leicht erkennbar, wenn man sah, wie sie sich in ihre Spiele auf Erden vertieften. Sie hatten offensichtlich völlig vergessen, wer sie in Wirklichkeit waren, woher sie kamen und welchen Lebenssinn sie zu erfüllen hatten. Eifrig widmeten sie sich Dingen wie Geld, Lust, Macht und ähnlichem. Dagegen war an sich nichts einzuwenden, denn jedes Kind muss spielen und dabei Erfahrungen sammeln können, damit es sich gesund entwickelt. Doch irgendeinmal kommt der Zeitpunkt, wo es beginnen sollte, Verantwortung zu übernehmen. Und genau hier war der wunde Punkt: die Erdenkinder waren störrisch. Sie wollten sich einfach nicht in ihrem Spiel stören lassen. Nun, der liebe Gott sah ein, dass es wohl seine erzieherische Aufgabe sein würde, hier zu intervenieren. Sein Plan stand bald fest. Nach einer ausführlichen Sitzung mit seinen Engeln konnte es losgehen.

Wieder einmal stand die Weihnachtszeit vor der Tür. Viele Menschen begannen sich auf das Fest vorzubereiten. Überall war Hektik zu spüren, denn jeder wollte bis zum Heiligen Abend noch etliches erledigt haben. Die einen buchten Reisen in die weite Welt, um dem Rummel daheim zu entgehen, die anderen planten grosse Feste, die dritten widmeten sich wohltätigen Zwecken. Jeder verbrachte diese besonderen Tage in seiner eigenen Art und Weise. Dennoch galt für alle, ob sie es wollten oder nicht: Weihnachten beeinflusste überall den Alltag. Dies begann bereits bei alltäglichen Dingen wie dem Einkaufen: es war kaum mehr möglich, in einem angemessenen Tempo durch die Läden zu kommen, denn viel zu viele Leute drängten sich zwischen den verlockend hergerichteten Regalen. Alles war so normal, wie es nur sein konnte, eben eine ganz gewöhnliche Vorweihnachtszeit.

Mitten in dieses bunte Treiben mischten sich nun aber die Schicksalsengel und begannen, ihren Auftrag auszuführen. Und damit brachten sie das Geschehen auf Erden völlig durcheinander: Während es in einigen Teilen der Welt ganz unerwartet zu Naturkatastrophen wie Stürmen und Überschwemmungen kam, waren andere Regionen von Grippeepidemien, wirtschaftlichen Problemen

oder anderem betroffen. Kurz: auf einmal wurde die Welt heftig in ihren Grundfesten erschüttert.

Wo es noch ging, versuchten die Menschen, ihren täglichen Trott aufrecht zu erhalten. Doch die Erschütterungen waren zu gewaltig. Nach und nach mussten sie aufgeben. Dabei sahen sie frustriert ihre Träume einer schönen Weihnachtszeit platzen. Weil das Leben aber dennoch weiter ging, blieb ihnen nichts anderes übrig, als den harten Tatsachen in die Augen zu sehen und - nach dem ersten Schock - neue Pläne zu entwerfen. So musste bei manchen Leuten ein grosses Fest einer Feier im kleineren Kreis weichen. Bei anderen liess sich das traute Zusammensein zu zweit nicht durchführen, weil die Nachbarn bei einem Sturm ihr Zuhause verloren hatten. Wieder andere mussten die Flucht vor dem weihnachtlichen Treiben in die Ferne abblasen, weil wegen politischer Unruhen im Ausland viele Flüge zu riskant geworden waren.

Für die Menschen war es nicht einfach, mit den veränderten Bedingungen zurecht zu kommen. Während es einigen recht gut gelang, begannen andere ernsthaft mit ihrem Schicksal zu hadern. Sie konnten nicht begreifen, dass ausgerechnet vor Weihnachten die ganze Welt Kopf stehen musste. Verbittert und enttäuscht fügten sie sich zwar ins Unvermeidliche, aber gleichzeitig war für sie klar: wenn es einen lieben Gott gab, war es unbegreiflich, dass er so etwas zulassen konnte. Hätte man ihnen gesagt, dass Gott solche Dramen gezielt inszeniert, wären sie empört über solch ketzerische Gedanken gewesen. Es war ihnen unmöglich zu verstehen, dass der Schöpfer in seiner grossen Liebe nichts unversucht lassen würde, um ihren Seelen zu ermöglichen, in ihre wahre Heimat zurück zu finden.

Doch der liebe Gott wäre nun nicht der liebe Gott, wenn er seine Kinder in dieser Situation einfach im Stich liesse. O nein! Er hatte ja gewusst, welche Reaktionen erfolgen würden und folglich seinen Plan entsprechend eingerichtet. Gleichzeitig mit den Tragödien machte er den Menschen nämlich ein grosses Geschenk: Während sie schliefen, kamen die Engel in Heerscharen auf die Erde und verteilten kleine Lichtlein. Diese setzten sie in die Seelen der Erdenbürger, um dort den Funken von Wissen, der in ihnen schlummerte, anzuzünden. Auch wenn viele Menschen keine Ahnung davon hatten: sie trugen alle das göttliche Licht in sich, das ihnen als Wegweiser dienen sollte, in ihre wahre Heimat zurückzufinden. Einige hatten dieses Licht bereits gefunden und gut entfaltet, andere befanden sich noch zu sehr in der Spielphase und dachten nicht daran, einen weiteren Schritt in ihrer Entwicklung vorzunehmen. Auf welcher Stufe sich auch jeder befand: alle erhielten das göttliche Geschenk in reichem Mass.

Und so begann sich plötzlich etwas in der Welt zu verändern. Während die ersten Tage nach dem Eingreifen der Schicksalsengel von Angst, Trauer,

Frustration, Unzufriedenheit und Wut geprägt waren, trat allmählich etwas Ruhe in die Herzen der Menschen ein. Sobald sie sich mit der neuen Situation abgefunden hatten, merkten sie erstaunt, dass diese eigentlich gar nicht so schlecht war. Sie entdeckten, dass in ihren Herzen eine Zufriedenheit zu keimen begann, die ihnen neu war. Vor allem der Umstand, an Weihnachten auf vieles verzichten zu müssen, das man bisher als selbstverständlich hingenommen hatte, erwies sich für viele Erdenbürger als wichtiges Erlebnis. Sie erkannten, wie wohltuend es sein konnte, mit wenig auszukommen. Dazu kam der Umstand, dass sich viele Leute gezwungen sahen, sich mit Mitmenschen auseinanderzusetzen, mit denen sie sich vorher nicht gross beschäftigt hatten. Dabei entstand häufig ein Geben und Nehmen, das allen half, Notsituationen zu überbrücken. Dieser Sachverhalt erzeugte ein tiefes Gefühl von Zusammengehörigkeit, welches für viel Wärme in den Herzen sorgte.

Wie gesagt: Da es nun nicht mehr möglich war, das gewohnte Weihnachtsprogramm abzuspielen, rannten die Leute nicht mehr wie irr durch die Gegend, um ihre Programm-Punkte zu erfüllen. Vielmehr blickten sie mit offenen Augen und regem Geist um sich und schauten, wie sie ihren Alltag zusammen mit ihren Mitmenschen zu meistern vermochten. Und genau in diesem Augenblick überzog ein strahlendes Lächeln das Gesicht des lieben Gottes: seine Kinder waren aufgewacht!

Das Weihnachtsfest von diesem Jahr blieb den Menschen noch lange in der Erinnerung haften. Sie wussten, dass sie zum ersten Mal in ihrem Leben eine wirkliche Weihnacht gefeiert hatten, eine Weihnacht, die diesen Namen auch verdiente. Selbst wenn es noch immer viele Probleme unter den Menschen gab, war doch eine neue Dynamik spürbar. Das neu erwachte Bewusstsein liess sich nicht mehr einsperren. Es war, als würde der Weihnachtsstern dieser besonderen Weihnacht unerbittlich am Himmel stehen und den Menschen sagen: „Schaut, ich bin euch erschienen und werde euch den Weg weisen, immerfort. Weil mein Licht auch in euch entzündet wurde, könnt ihr mich nicht mehr zur Seite schieben. Ihr werdet mir folgen müssen, ob ihr wollt oder nicht. Weihnachten ist jeden Tag, denkt daran!

Der Weihnachtsmann greift ein

Hast du schon einmal den Weihnachtsmann gesehen? Du meinst, es gibt ihn gar nicht? Nun, nur weil du ihn noch nie gesehen hast, heisst das noch lange nicht, dass es ihn nicht gibt. Stell dir vor, wie viel er immer zu tun hat, wenn er die ganze Welt im Dezember mit seinen vielen Gaben erfreuen will. So ist es doch logisch, dass er eine ganze Heerschar von Helfern benötigt, welche seine Aufträge ausführen. Deshalb spürst du höchstens ab und zu, in ganz ruhigen Momenten, einen feinen Windhauch über dich streifen. Dies sind die Flügel der kleinen Weihnachtsengel, welche während des ganzen Jahres die Wünsche der Erdenbewohner erkunden und den Weihnachtsmann darüber informieren.

Warum wir so wenig darüber wissen? Weil wir ein völlig selbstloses Geben in den Bereich der Märchen verbannen. Dass es im Universum so liebevolle Kräfte gibt, die auf der Erde wirksam werden, ist für uns unglaublich. In unserer Dimension beinhalten selbst Geschenke die unausgesprochene Botschaft, dass eine Gegenleistung erfolgen sollte.

Doch wie gesagt, der Weihnachtsmann ist einer der anderen Sorte. Wenn er jemandem eine Freude bereiten kann, durchströmen ihn höchste Glücksgefühle. Kein Wunder also, ist Weihnachten für ihn die schönste Zeit des Jahres. Mit seinen Aktivitäten kann er jeweils viele Augen zum Leuchten bringen, was sein Herz tief erfüllt.

Einmal beschloss der Weihnachtsmann, sich selbst ein genaueres Bild davon zu machen, was seine Arbeit auf der Erde bewirkte. So verkleidete er sich als alter Mann und durchwanderte viele Städte und Dörfer. Wie wurde sein Herz weit, als er zur Weihnachtszeit die vielen Lichter sah und die Anstrengung der Menschen erkannte, der Heiligen Zeit entsprechende Ehre zuteil werden zu lassen. Zwar nahm er auch merkwürdige Aktivitäten seiner Schützlinge wahr wie das Hetzen durch die Läden. Aber er sagte sich, dass dies wohl deren Gewohnheit sein musste, welche nicht wirklich mit Weihnachten zu tun hatte. Als er die Menschen schliesslich das Weihnachtsfest feiern sah, fühlte er sich in seiner Arbeit bestätigt und wollte die Erde wieder verlassen. Doch weil er nun schon einmal hier war, dachte er sich, er könnte eigentlich selber ein wenig die Wünsche der Menschen auskundschaften. Also wanderte er noch einige Wochen auf dem Planeten umher.

In dieser Zeit erfuhr der Weihnachtsmann eine Enttäuschung, die er sich in seinen schlimmsten Träumen nicht hätte vorstellen können: kaum waren die Feste vorbei, schien es, als lege sich eine graue Wolke über die Erde. Von Licht und Freude war nur noch sehr wenig zu sehen. Missmutig und griessgrämig gingen die Menschen ihrem Tagwerk nach, als hätte es gar nie eine

Weihnacht gegeben. Entsetzt verliess der Heilige Mann die Erde, um über das Erlebte nachdenken zu können.

Warum hatten ihn seine Engel nicht darüber informiert, dass seine Bemühungen nur so wenige Spuren hinterliessen? Wie sollte er sich über sein Geben noch freuen können, wenn er wusste, dass es nur so kurze Zeit wirksam war? Die Menschen sollten sich doch während des ganzen Jahres freuen können, nicht nur während einiger Wochen oder gar nur Tagen!

Doch lange währte die Krise des Weihnachtsmannes nicht. Ihm war klar, dass er etwas machen musste. Und so schmiedete er einen Plan.

Die Vorbereitungen für das nächste Weihnachtsfest liefen wie gewohnt. Die Engel sammelten Wünsche und berieten mit ihrem Chef, welche erfüllt werden konnten. Auch auf der Erde nahm alles seinen gewohnten Gang. Die Menschen zündeten Kerzen an, stellten feine Leckereien her, übten Lieder und suchten Geschenke aus. Natürlich war ihnen dabei nicht bewusst, dass die Weihnachtsengel äusserst aktiv waren, ihnen bei der Auswahl der Geschenke unbemerkt halfen und überall Energien verströmten, welche das Schenken und Feiern anregten.

Wie gesagt verlief alles ganz normal. Doch welche Überraschung gab es, als beim Auspacken der Geschenke auf der Rückseite aller Geschenkpapiere eine merkwürdige Aufschrift sichtbar wurde: *Wer das Weihnachtslicht mitträgt, wird das ganze Jahr über beschenkt.* Wäre der Text ein anderer gewesen, hätte er wohl nicht diese enorme Wirkung gezeigt. Die Aussicht jedoch, das ganze Jahr über beschenkt zu werden, war sehr verlockend und regte die Leute zum Nachdenken an. Und weil diese Aufschrift weltweit erschien, gab es eine Menge nachzudenken. Wie war es nur möglich, dass bei einem Papier, das auf der Rückseite nie jemand bedruckt hatte und das beim Einpacken noch ohne Aufschrift gewesen war, beim Auspacken plötzlich dieser Satz zum Vorschein kam, und zwar weltweit, in den verschiedenen Schriften und Sprachen der Menschheit?

Dieses Phänomen musste ergründet werden, und wo etwas ergründet werden muss, finden sich die Menschen in Gruppen zusammen. Regierungen bildeten Gremien, die Kirchen riefen ihre weisesten Männer und Frauen zusammen, Philosophen sammelten sich zu Diskussionsrunden, Esoteriker durchforschten allerlei Schriftstücke und weitere Gruppen suchten auf anderen Wegen eine Antwort. Doch obwohl ganze Bibliotheken alter Bücher durchsucht wurden und obwohl die gescheitesten Köpfe der ganzen Welt nachdachten, konnte keine wirkliche Lösung gefunden werden.

Während auf höchster Stufe geforscht wurde, blieb dem einfachen Volk nicht viel anderes übrig, als sich selbst ein Bild über dieses Rätsel zu machen. Und

weil es keine wirkliche Erklärung gab, erachteten es die Menschen als das Einfachste, diesem Satz einfach einmal Folge zu leisten. So versuchten sie, die weihnachtlichen Gefühle des Lichtvollen und Verheissenden jeden Tag neu in sich zu entfachen. Zudem bemühten sie sich, Gutes zu tun, wie dies vor Weihnachten üblich ist. Und o Wunder: es passierte tatsächlich etwas! Auf der Erde wurde es heller und heller, was ein vermehrtes Wohlbefinden aller Bewohner zur Folge hatte. Und da sich alle immer wohler fühlten, vergassen sie allmählich, ihren Wünschen nachzurennen. Diese hatten ja sowieso nur dazu gedient, das Wohlbefinden zu verbessern. Und da niemand mehr seinen Wünschen nachrannte, wurde es plötzlich ganz friedlich auf der Welt.

Endlich begannen auch die weisen und gelehrten Männer und Frauen, welche noch immer über das Geheimnis des rätselhaften Satzes forschten, zu verstehen, dass es sinnlos war, weiter nach einer Antwort zu suchen. Sie fanden sich damit ab, dass etwas passiert war, für das es keine Erklärung gab.

Nur der Weihnachtsmann wusste - und mit ihm einige wenige Menschen, die ein bisschen mehr verstanden als die Allgemeinheit - dass das Weihnachtslicht, welches natürlich dem Christuslicht entsprach, endlich auf der Erde zum Leben erwacht war und damit seinen ganzen Segen über die Menschheit ausschütten konnte.

Die Leiden der Null

Einträchtig sassen alle Ziffern, also die Zahlen von 0 bis 9, zusammen. Wie gut sie es doch miteinander hatten! Streit gab es zwischen ihnen nie. Wo sie konnten, halfen sie einander, denn sie hatten eine anspruchsvolle Aufgabe zu bewältigen. Es lag nämlich an ihnen, dafür zu sorgen, dass ein Abbild von ihnen erschien, wo immer es nötig war. Und das war häufig, sehr häufig der Fall. Man stelle sich nur schon vor, wenn Schüler einer ganzen Klasse Rechnungen in ihre Hefte schrieben. Da wimmelte es nur so von Nullen, Einsen, Zweiern und so weiter. Vielleicht waren die Ziffern ja auch deshalb so friedlich, weil sie gar keine Zeit hatten, sich um Nebensächlichkeiten zu kümmern.

Heute jedoch begann die Drei plötzlich laut vor sich hin zu sinnieren. „Eigentlich“, so sagte sie, „bin ich eine sehr wichtige Zahl. Ich symbolisiere immerhin die Dreieinigkeit. Kein Wunder, gelte ich fast ein bisschen als heilig.“ „Na ja“, meinte darauf die Sieben, „auch ich habe eine äusserst wichtige Bedeutung. In der Bibel steht, dass die Welt in sieben Tagen erschaffen wurde. Deshalb habe auch ich grossen Symbolwert.“ „Na und ich erst“, ereiferte sich die Zwei, „ohne die Polarität gäbe es auf dieser Welt gar kein Leben. Schon nur die Erschaffung der meisten Lebewesen beruht auf dem Zusammenkommen von zwei unterschiedlichen Geschlechtern.“ „Und wisst ihr, wofür ich stehe?“ warf die Acht in die Runde, „für die Unendlichkeit.“ „Und ich bin dafür die grösste von uns. Wo ich stehe, bekommen die Zahlen ein Gewicht“, ereiferte sich die Neun.

Während die Ziffern sich überlegten, welche Bedeutungen ihnen eigentlich zukamen, wurde eine von ihnen immer stiller und stiller. Plötzlich brach es aus ihr heraus: „Und ich? Was bedeute eigentlich ich?“ Heftiges Schluchzen folgte. „Ich bin einfach eine Null, eine vollkommene Null! Ich bin ein Nichts. Ohne Begleitung habe ich überhaupt keinen Wert. Mich kann man einfach streichen, wenn nicht eine von euch Ziffern mich begleitet. Mich vermisst man nicht.“ Betroffen schauten sich die Ziffern an. Was die Null sagte, war nicht von der Hand zu weisen. In diesem Sinn hatte sie wirklich keinen Wert.

Während die Null leise vor sich hin schluchzte, begannen die Ziffern nachzudenken, wie sie ihre Kameradin trösten konnten. Die Drei verfluchte sich leise, dass sie laut nachgedacht und damit die ganze Tragödie ausgelöst hatte. Doch passiert ist passiert. Nun galt es, das Beste daraus zu machen.

Aber vorerst gab es ein gehöriges Durcheinander. Die Null fand nämlich, dass es sie in Anbetracht der Dinge nicht mehr brauche. Was keinen Wert hat, kann man wegwerfen. Wieso sollte sie also noch existieren?

Und so kam es, dass plötzlich die ganze Welt Kopf zu stehen begann. Überall, wo eigentlich eine Null stehen sollte, stand nichts mehr. Man stelle sich vor: Banken konnten nicht mehr arbeiten, die Schülerinnen und Schüler standen in der Rechnungsstunde vor Rätseln, Einkaufspreise waren fehlerhaft, Kassen funktionierten nur noch beschränkt, Computer waren unbrauchbar, kurz: es entstand ein Chaos, wie es dies auf der Welt noch nie gegeben hatte. Die Menschen waren ratlos. Einige bekamen es mit der Angst zu tun. Andere bemühten sich, Ordnung zu schaffen. Die Regierungen begannen sofort, Krisensitzungen einzuberufen, was nur teilweise gelang, weil viele Telefonnummern nicht mehr gewählt werden konnten. Erstaunlicherweise blieb es trotz der extremen Notsituation relativ ruhig, weil den Menschen nichts anderes übrig blieb, als sich damit abzufinden, dass sie im Moment gar nichts tun konnten, weil fast alles blockiert war. Und weil sie nichts tun konnten, setzten sie sich zusammen und taten etwas, wozu sie sonst nie Zeit hatten: sie sprachen miteinander, teilten ihre Sorgen und Ängste und halfen einander aus, wo es nötig war.

Mittlerweile versuchten die Ziffern fieberhaft, die Null dazu zu bewegen, ihren Arbeitsstreik zu beenden. Das war aber nicht einfach, denn sie war in eine abgrundtiefe Depression gesunken.

„Schau doch“, beschwor sie die Fünf eindringlich und zeigte ihr eine Wetterstation, „du bist hier äusserst wichtig. Null Grad bedeutet etwas ganz Konkretes, es ist nicht nichts.“ „Genau“, meinte die Vier und war erleichtert über die gute Idee der Fünf. Schnell führte sie die Null auf eine Baustelle. „Auch hier läuft nichts ohne dich. Null ist der Anfangspunkt, wo die Handwerker ihre Metermasse ansetzen. Und dieser Punkt ist notwendig und ganz konkret.“

Gebannt starrten alle die Null an und hofften, dass sie endlich reagieren würde. Man sah, dass es hart in ihr arbeitete und sie sich innerlich ein bisschen aufzufangen schien. Aber ganz überzeugt war sie noch nicht von ihrem Wert. Was bedeuteten schon diese beiden Situationen in Anbetracht der grossen Fülle von anderen Situationen, in denen sie wirklich nichts war. Doch immerhin erholte sie sich soweit, dass sie ihre Arbeit zumindest ansatzweise wieder aufnehmen konnte. Das äusserte sich darin, dass dort, wo eine Null stehen sollte, wenigstens ein schwacher Punkt erkennbar wurde. Das reichte natürlich nicht aus, um die Welt wieder zur Normalität zurückkehren zu lassen. Aber die wichtigsten Angelegenheiten liessen sich so wieder einigermaßen erledigen, womit eine Katastrophe vermieden werden konnte.

Verzweifelt suchten die Ziffern nach einer Lösung. Plötzlich kam der Sechs eine gute Idee. „Ich hab’s“, rief sie, „kommt alle mit, ich will euch etwas zeigen.“

Nach einer kurzen Reise durch die Zeit zurück in die Vergangenheit landeten die Ziffern an einem Ort, wo viele Menschen versammelt waren und einem Mann zuhörten. Dieser bemühte sich, ihnen zu erklären, dass sie durch Habgier und Machtstreben Leiden auf sich ziehen würden. Am Schluss verteilte er Brot und Fische. Erstaunlicherweise bekamen alle etwas zu essen, obschon es am Anfang viel zu wenig davon hatte. Sobald der Mann die Nahrungsmittel den Menschen gab, vermehrten sie sich einfach. Die Szene wechselte. Hier erkannten die Ziffern den selben Mann wieder. Auch diesmal war er von Menschen umringt. Jemand führte einen Blinden zu ihm. Der Mann berührte ihn einfach mit der Hand, worauf der Blinde wieder sehen konnte. Erneut wechselte die Szene. Nun sahen die Ziffern, wie der Mann ein soeben gestorbenes Kind wieder zum Leben erweckte.

Die Ziffern waren beeindruckt. Doch was wollte ihnen die Sechs damit sagen?

„Schaut Euch auch diese Szene noch an, damit ihr versteht“, rief diese und führte sie noch ein bisschen weiter zurück in der Zeit.

Sogleich zeigte sich ihnen ein armseliges Bild: Eine Frau hatte in einem Stall soeben ein Kind geboren. Ihr Mann stand daneben und versuchte zu helfen. Da die beiden absolut nichts zu besitzen schienen, legten sie das kleine Bübchen in die Futterkrippe, die sie zuvor mit Stroh und Heu gepolstert hatten. Die Ziffern verstanden, dass es sich bei dem Kind um den Mann handeln musste, den sie vorher gesehen hatten.

„Seht ihr die Armut? Seht ihr, wie diese Menschen der Gesellschaft absolut nichts bedeuten? Sie haben keinen Wert, müssen im Stall unterkommen, um ihrem Kind das Leben zu schenken. Aber sie beklagen sich nicht. Sie tun einfach, was sie in dieser Situation tun müssen. erinnert euch nun an die vorherigen Szenen! Ihr habt einen Mann gesehen, der so schlicht gekleidet war, dass er nichts Besonderes darstellte. Er schien keine Ansprüche zu haben, sprach einfach zu den Menschen, weil sie ihm offensichtlich Leid taten. Ihr erinnert euch sicher, dass er betonte, dass wir nicht nach Schätzen auf dieser Erde streben sollen, weil uns dies höchstens Unglück bringt. Wenn wir hingegen nach den Schätzen des Himmels suchten, würden wir Glück erfahren. Ihm war es nicht wichtig, irdischen Reichtum und Macht zu besitzen. Und genau deshalb hatte er beides in hohem Mass, aber eben anders als beispielsweise ein König. Er lebte in einem steten inneren Frieden und Glück, weil er mit den himmlischen Kräften verbunden war. Diese verliehen ihm auch die Macht, viele Wunder zu vollbringen. Ich hoffe, liebe Null, du verstehst meine Botschaft.“

Die Ziffern waren eine Weile alle sehr still und nachdenklich. Plötzlich ertönte ein tiefer Seufzer, dann flossen bei der Null wiederum Tränen, aber diesmal erlösende. Sie hatte verstanden: Wer es schaffte, sich von Wünschen wie Gel-

tungsdrang, Habgier, Machtstreben und dergleichen zu befreien, würde einen inneren Reichtum erfahren, den man nicht kaufen konnte. Dies war allerdings den wenigsten Wesen bewusst, weil sie mehrheitlich ihren Wünschen nachrannten und nicht begriffen, dass sie genau dadurch die angestrebte Erfüllung nie fanden. Innere Bescheidenheit und Demut waren gefordert, damit sich dieses wunderbare Gut in die gesegnete Person ergiessen konnte. Und das Schönste an der Sache war: Sie, die Null, beinhaltete diese für den Menschen so wichtige Botschaft. Oberflächlich betrachtet schien sie wirklich keinen Wert zu haben. Doch ohne sie lief im Bereich der Zahlen gar nichts mehr, womit sie folglich dennoch wichtig war. Vielleicht war sie sogar wichtiger als alle anderen Ziffern: Sie war nämlich die Einzige von ihnen, die das Nichtsein von etwas ausdrücken konnte. Und so viel hatte die Null mittlerweile begriffen: Auch wenn etwas auf den ersten Blick sehr armselig aussah, konnte es bei genauerer Betrachtung von höchster Qualität sein.

Voll tiefer Dankbarkeit und Demut begann sie sogleich, ihre Arbeit wieder aufzunehmen. Und immer, wenn sie das Gefühl der Wertlosigkeit überkam, dachte sie an das Kindlein in der Krippe, das in seiner Armseligkeit bereits den grössten Reichtum in sich trug, den ein Mensch erlangen kann: die absolute Einheit mit den himmlischen Kräften.

Die Regenbogenfarben

Liebevoll betrachtete Gott seine Kinder auf Erden. Zugegeben, manchmal waren sie etwas störrisch. Aber es waren seine Kinder, und eines Tages würden sie sich an ihre lichtvolle Heimat erinnern. Ja, im Grunde genommen konnten sie gar nicht anders, als schliesslich wieder zu ihren Wurzeln zurückzufinden, denn sie waren untrennbar mit ihnen verbunden. Ob sie es wussten oder nicht, sie waren und blieben Wesen göttlicher Natur. Und dies, so meinte Gott, sollte man ihnen wieder einmal in Erinnerung rufen.

Die Zeit für ein solches Vorhaben war günstig, denn Weihnachten stand vor der Tür. Damals, vor gut 2000 Jahren, hatte er sie machtvoll zu erinnern versucht, wer sie waren. Auch wenn sie nicht alles verstanden hatten, war ihnen die Wichtigkeit von Jesus' Geburt bewusst gewesen. Deshalb zelebrierten sie diesen Tag heute noch und versuchten mehr oder weniger ernsthaft, die damit verbundenen Botschaften zu verstehen.

Gott brauchte nicht lange nachzudenken, wie er die Menschen aufrütteln wollte. Bald stand sein Plan fest und es galt nur noch, Weihnachten abzuwarten.

Auf der Erde verlief währenddessen alles in gewohnten Bahnen. Die übliche Weihnachtshektik bestimmte vielerorts das Leben der Menschen. Gleichzeitig war eine gewisse Besinnlichkeit zu spüren. Alles war so normal, wie es nur sein konnte. Einzig das Wetter spielte verrückt. Es war viel zu warm für die Jahreszeit, was die Menschen aber nicht gross beunruhigte. Doch dies sollte sich bald ändern.

Auf einmal durchzuckten einige grelle Blitze den Himmel. Gleich darauf erschütterte ein Donner von einer ungewöhnlichen Wucht die ganze Erde. Noch einmal blitzte und donnerte es, dann ein drittes Mal. Anschliessend war es totenstill.

Nach den ersten Schrecksekunden blickten die Menschen besorgt zum Himmel. Ein Gewitter? Aber wo blieben die schwarzen Wolken und der Regen? Sie kamen nicht. Stattdessen überzog ein riesiger, wunderschöner Regenbogen den ganzen Himmel. Rund um den Erdball beobachteten die Menschen das gleiche Phänomen. Da sie schon einiges an wettermässigen Turbulenzen gewohnt waren, liessen sie sich nicht so schnell aus der Ruhe bringen. Doch als der Regenbogen bestehen blieb, obschon es nicht regnete und an manchen Orten auch die Sonne gar nicht schien, brach eine gewisse Unruhe aus. Besonders in den Regionen, in denen es Nacht war oder eben gerade Nacht wurde, standen die Menschen, aufgeschreckt von den Donnerschlägen, ungläubig vor ihren Häusern und starrten in den Himmel. Fieberhaft wurden Erklärungen gesucht, aber es gab keine. Und so verbreitete sich eine gewisse Ängstlichkeit.

Stand etwa der Weltuntergang bevor? Wenn dies der Fall war: wie sollte man sich da am besten verhalten? Vorsichtshalber begannen viele Leute zu beten. Selbst Atheisten schlossen sich plötzlich betenden Gruppen an, die sich überall zu bilden begannen.

Gott schmunzelte: sein erstes Ziel war erreicht, seine Kinder wendeten sich ihm zu. Nun konnte er Teil zwei seines Planes in Angriff nehmen.

Da die Erdenbürger so sehr in ihre Gebete vertieft waren, bemerkten sie vorerst nichts Aussergewöhnliches. Doch plötzlich durchfuhr es wie eine Windböe die gesamte Menschheit: Überall sah man Männer, Frauen und Kinder, die sich die Augen rieben, um gleich darauf ihre Umgebung anzustarren. Statt des gewohnten Bildes nahmen sie Gegenstände und Lebewesen als farbige, lichtdurchflutete Gebilde wahr. Menschen schauten sich gegenseitig ungläubig an. Jeder schimmerte in seiner ganz eigenen Farbkomposition und strahlte dabei eine grosse Schönheit aus. Selbst diejenigen, mit denen man in Zwietracht lebte, waren von einem solch elfenhaften Aussehen, dass sich zerstrittene Personen fragten, wie sie mit ihrem Gegenüber solche Probleme haben konnten. Wer die Natur vorher bestenfalls als schöne Kulisse empfunden hatte, staunte nicht schlecht, wie lebendig Bäume und Pflanzen plötzlich wirkten. Selbst Steine schimmerten in weichen Farben. Alle, die bisher nicht gewusst hatten, was sie unter einer „beseelten Natur“ verstehen sollten, brauchten keine Erklärungen mehr.

Nachdem das erste Staunen vorüber war, begannen sich einige Menschen zu fragen, ob die Welt untergegangen sei und sie im Jenseits seien. Doch wo war der Übergang gewesen? Und müsste man vom Jenseits nicht erwarten, dass es ein bisschen anders aussähe als die Erde? Hier war aber alles noch genau gleich wie vorher. Der einzige Unterschied bestand darin, dass alles so ätherisch wirkte.

Die Verwirrung war gross, und das weltweit. Doch so schnell, wie der Spuk begonnen hatte, hörte er wieder auf. Langsam nahmen die Menschen ihre Umgebung wieder wie gewohnt wahr. Viele fragten sich nun, ob sie einen Augenblick geträumt hätten. Doch im Austausch mit den andern wurde ihnen schnell klar, dass sie durch eine Erfahrung gegangen waren, die alle Menschen betraf. Und hier war ja auch der Regenbogen, der noch immer am Himmel stand.

Allmählich getrauten sich die Menschen, über das Phänomen nachzudenken. Sie begannen zu erahnen, dass ihnen ein Stück einer grösseren Wahrheit gezeigt worden war. So sehr sie sich alle voneinander unterschieden und so sehr sie sich von Bäumen, Pflanzen und Tieren abhoben, etwas schienen alle Lebensformen gemeinsam zu haben: Sie waren von einem geheimnisvollen far-

bigen Licht durchdrungen. Dazu kam noch ein weiterer, schwer zu fassender Umstand: jedes noch so hässliche oder ungeliebte Wesen war im Grunde genommen von derselben inneren Schönheit. Wie war das nur möglich?

Angestrengt starrten die Menschen in den Regenbogen, als könnten sie dort die Antwort finden. Doch nun wurde dieser schwächer, denn Gott hatte auch sein zweites Ziel erreicht: seine Kinder hatten begonnen nachzudenken, und zwar nicht über ihre vielen kleinen Sorgen, sondern über sich selbst und ihr inneres Wesen. Es würde schwer für sie sein, die eben gemachten Erfahrungen einfach wieder zu vergessen. Noch lange würde jeder an die wunderschönen Farben denken, wenn er seine Mitmenschen und die Natur betrachtete. Es würde seinen Kindern unmöglich sein, einander mit derselben Kälte wie früher zu begegnen.

Und so war der Keim gelegt, die Botschaft zu verstehen, die bereits Jesus der Menschheit vermittelt hatte: Wir sind alle aus dem gleichen Stoff, denn wir sind alle göttlicher Natur. Weil aber jedes Menschenkind seine ganz besonderen Eigenschaften hat, ist seine Farbkombination individuell und einmalig. Doch schlussendlich entspringen alle Farben reinem weissen Licht. Und entsprechend liegt allem Lebendigen die Urkraft Gottes zugrunde. Wir sind sozusagen eine riesengrosse Einheit, was wir allerdings gründlich vergessen haben.

Um all die Lebensgeheimnisse voll und ganz zu verstehen, brauchte es noch eine weitere Lektion, dessen war sich Gott bewusst. Aber für diese war es noch zu früh. Später wollte er seinen Kindern ihren innersten Kern aus reinem weissem Licht zeigen. Einzelne konnten ihn schon wahrnehmen. Ihnen gab Gott kleine, innere Lektionen, doch dies geschah noch im Verborgenen. Diese Menschen fühlten in Momenten der Stille einen tiefen inneren Frieden und wussten, dass sie hier einem grossen Geheimnis auf der Spur waren. In ihnen war der Erlöser geboren, nämlich derjenige, der die Menschen aus der Unwissenheit erlöste.

Griessbrei und Kartoffeln

Man kann nie früh genug beginnen, wenn es um die Weihnachtsvorbereitungen geht. Was für einen Privathaushalt gilt, ist für einen grossen Betrieb wie ein Restaurant natürlich absolute Pflicht, wenn alles in geordneten Bahnen verlaufen soll. So kam es, dass bereits jetzt in vielen Betrieben eifrig Konzepte aufgestellt, Menukarten entworfen sowie Dekorationsmaterialien auf ihre Brauchbarkeit hin überprüft wurden.

Auch im Sternen in Himmelsrieden begann man sich zu rüsten. Maria, die junge Wirtin, seufzte, als sie an das vergangene Jahr dachte. Es war nicht einfach, neben den vielen Gourmetlokalen, die sich in nächster Umgebung befanden, zu bestehen. Der Umsatz während der Weihnachtszeit war nicht gross gewesen, obschon ihr Mann Josef die Speisekarte mit vielen feinen Gerichten versehen hatte: Fondue Chinoise mit verschiedensten Fleischsorten, Saucen und Beilagen, zarte Braten mit viel Gemüse, originelle Dessertkreationen. Doch eben, solches boten die anderen Wirte ihren Gästen offensichtlich auch, aber garniert mit einigen Gault Millau Punkten, welche das junge Paar noch nicht vorweisen konnte.

Wenn es nur um sie beide gegangen wäre, hätte sich Maria nicht solche Sorgen gemacht. Es gab immer Wege. Aber sie war hochschwanger und würde gegen Ende Dezember ihr Kind auf die Welt bringen. Man brauchte folglich für eine gewisse Zeit eine Aushilfe, und das kostete. Zudem belasteten die Geldsorgen die schönste Zeit, die sich Maria im Leben einer Frau vorstellen konnte. Sie empfand es als tiefes Glück, ein kleines Wesen in ihrem Bauch heranwachsen zu spüren. Es war ein grosses Wunder, wie ein neues Leben entstand und schon bald ihr eigenes Leben voll und ganz bestimmen würde.

Seufzend schüttelte die Wirtin die schweren Gedanken ab und beschloss, sich jetzt lieber ernsthaft an die Vorbereitungen zu machen. Es gab ja so vieles zu organisieren. Letztes Jahr bezogen sie beispielsweise einige exquisite Fleischstücke direkt vom Biobauern im Dorf. Das war ziemlich teuer und es fragte sich, ob sich diese Ausgabe lohnte. Andererseits gefiel ihr die Idee, dass auf den Tellern ihres Restaurants hauptsächlich glückliche und gesunde Tiere landeten. Wenn schon solcher Überfluss zelebriert werden musste, sollte er wenigstens tierfreundlich sein. Schliesslich stand Weihnachten für Frieden und Freude, und nicht für Ausbeutung und Quälerei.

Maria stutzte. Wer sagte eigentlich, dass es an Weihnachten so üppig sein musste? Am Ende der Feiertage stöhnten immer alle Leute, dass sie sich darauf freuten, einfach wieder einmal eine Omelette oder geschwellte Kartoffeln zu essen. Niemand fühlte sich mehr so richtig wohl, da man zu reichlich geschlemmt hatte.

Plötzlich zerknüllte Maria den Zettel mit der begonnenen Einkaufsliste. Das war's: statt den anderen Restaurants nachzueifern, mussten sie ein ganz anderes Konzept erstellen. Sie mussten etwas anbieten, das die anderen nicht hatten. Da diese alle auf hohe Küche setzten, würden sie im Sternen halt einfache Kost anbieten. Weshalb nicht einmal etwas Mutiges wagen?

Die neue Liste, die Maria nun erstellte, sah für ein Restaurant etwas merkwürdig aus. Sie erinnerte eher an den Einkaufszettel einer armen Familie. Neben Kartoffeln wurden grössere Mengen Griess benötigt, dazu Milch und Quark, Früchte und Gemüse, zusätzlich noch eher kleinere Mengen verschiedenster Zutaten. Nun musste sie nur noch Josef von ihrer Idee überzeugen.

So kam es, dass es bereits während der Adventszeit im Sternen ganz merkwürdig zu duften begann. Nicht etwa Fleisch und Pommes Frites bestimmten den Geruch, sondern ein undefinierbares Gemisch von Gewürzen wie Zimt und Nelken sowie von Kartoffeln und gekochtem Brei. Und weil die Menschen von Natur aus neugierig sind, dauerte es nicht lange, bis die ersten Gäste eintrafen. Das Gerücht über das neue Konzept im Sternen hatte im Dorf bereits die Runde gemacht, und weil sich niemand vorstellen konnte, dass es den Wirten mit Kartoffeln und Griess ernst sein konnte, wollten sie sich die Sache persönlich anschauen.

Und siehe da, es gab tatsächlich nur Kartoffeln und Griess, jedoch in unterschiedlichsten Varianten und mit einer Vielzahl von Beilagen. Als sich das erste Erstaunen gelegt hatte, merkten die Leute, dass es ihnen unheimlich viel Spass machte, sich ihr Menu zusammenzustellen. Man konnte bei Suppe beginnen und bei Griessbrei oder Griessköpfli mit verschiedenen Fruchtkompotten aufhören. Man konnte aber auch eine einfache Rösti oder ein paar geschwellte Kartoffeln bestellen und diese mit den unterschiedlichsten Gemüsebeilagen und Quarksaucen garnieren lassen. Es war wie im Schlaraffenland, für jeden Geschmack gab es etwas. Und das Ganze war völlig unkompliziert: Aus einigen Grundgerichten durfte sich jeder etwas zusammenstellen, das ihm gefiel. Und so einfach die Speisen tönten, so waren sie dafür mit umso mehr Liebe und Sinn für das Besondere zubereitet.

Am meisten Absatz fanden die Griessgerichte. Sie dufteten so wundervoll nach vielen verschiedenen Gewürzen, dass einem schon vom Riechen ganz weihnachtlich zumute wurde. Die Erwachsenen fühlten sich in ihre Kindheit versetzt und genossen die einfachen Mahlzeiten fast noch mehr als die Kinder.

Was kaum einer zu glauben gewagt hatte, wurde Wirklichkeit: das neue Konzept funktionierte so gut, dass der Sternen in Himmelsrieden zu einem richtigen Pilgerort wurde. Von weit her kamen die Menschen angereist, um sich von Maria und Josef verwöhnen zu lassen. Die Einfachheit und Schlichtheit in

einer Zeit, die von Hektik und Überfluss geprägt ist, empfanden alle als eine grosse Wohltat, so dass es meistens nicht bei einem einzigen Besuch blieb. Die Zeitungen berichteten von dem merkwürdigen Restaurant, sogar ein Fernsehteam wagte sich in den Sternen. So dauerte es nicht lange, bis selbst Gesellschaften aus gehobeneren Kreisen Tische bestellten.

Maria und Josef strahlten vor Glück. Was sie ganz besonders beeindruckte, war jedoch nicht der rege Zulauf, sondern etwas anderes: Es war, als würden die Gäste beim Genuss von Griess- und Kartoffelgerichten für eine Weile einfach zu Menschen. Sie verloren ihre vielen Masken und wirkten auf einmal nahbar und natürlich. Selbst bei vornehmen Gesellschaften wurde plötzlich eine Schlichtheit spürbar, welche die Anwesenden zusammenrücken liess. Man kam sich ganz automatisch näher und fühlte sich einfach wohl.

Ohne es zu wollen war es dem jungen Wirtepaar gelungen, die Gäste in richtige Weihnachtsstimmung zu versetzen. Viele Augen begannen im Sternen zu strahlen, überhitzte Gemüter fanden ihre Ruhe und alle genossen den herrlichen Frieden im Restaurant.

Als Maria am 24. Dezember einer Tochter das Leben schenkte, war das Glück des jungen Paares vollkommen. Viele Gäste freuten sich mit der jungen Familie. Die herzliche Atmosphäre im Sternen hatte bewirkt, dass sich etliche hier wie zu Hause und somit mit den Wirtsleuten verbunden fühlten. Folglich hatten Maria und Josef nicht nur ihre eigene kleine Familie gegründet, sondern sie waren sozusagen die Eltern einer sehr viel grösseren Familie geworden: der Familie der dankbaren Gäste, die durch das schlichte, aber liebevoll zubereitete Essen in einer Zeit des immer grösser werdenden Überflusses wieder zu ihrer eigenen inneren Einfachheit gefunden hatten. Dort kamen sie in Berührung mit ihrem inneren Frieden, den sie als ganz besonderes Weihnachtsgeschenk mit nach Hause nehmen konnten. Und wer ihn vorübergehend verlor, reservierte sich einfach einen Tisch im Sternen in Himmelsrieden.

Die Christuskerze

Im kleinen Raum war es ruhig bis auf das Klappern der Schere, die rhythmisch klappernd die Haare abschnitt. Es war ein Arbeitstag wie ein anderer auch. Marco empfing seine Kundinnen und Kunden, wusch ihnen die Haare, schnitt sie je nach Wunsch zurecht, machte Locken und Wellen, färbte und vieles mehr. Obschon sein Salon ganz simpel und einfach mit „Coiffure Marco“ angeschrieben war, arbeitete in diesem Raum ein sehr besonderer Mann. Dies liess sich leicht daran erkennen, dass die Leute lange Wartefristen in Kauf nahmen, um sich bei ihm die Haare machen zu lassen. Wer bei Marco herauskam, konnte darauf zählen, dass seine Haare für die nächste Zeit wunderbar voll und glänzend wirkten sowie kräftig und gut wuchsen. Schuppen und fettige Haare waren nicht zu befürchten, selbst wenn man früher darunter gelitten hatte. Es war, als belege dieser Mann den Haarschopf seiner Kunden mit einem besonderen Zauber.

Sprach man Marco auf sein Geheimnis an, lächelte er sanft und sagte: „Ich spreche einfach mit den Haaren und erkläre ihnen, was ich von ihnen möchte. Haare sind lebendig. Du musst nur ihre Sprache lernen, dann arbeiten sie gerne mit Dir zusammen.“

Was für den Coiffeur so natürlich und normal erschien, war für die anderen Leute eher ein bisschen merkwürdig. Aber weil die Wirkung so gut war, fragten sie nicht lange, sondern nahmen einfach den Service in Anspruch und erfreuten sich ihrer schönen Frisuren.

Es gab aber auch immer wieder Leute, denen Marcos Erfolg keine Ruhe liess. Sie wollten dem Rätsel näher kommen und fragten ihn genauer, was er damit meine, dass er mit den Haaren spreche. Doch meistens zuckte er nur die Schultern und meinte, dass er dies nicht genauer erklären könne. Sie müssten halt zu Hause üben, um die Sprache der Haare zu lernen.

Alfred, ein bereits langjähriger Kunde, spürte, dass Marcos Geheimnis viel mit dem Mann selbst zu tun haben musste. Der eher klein gewachsene Coiffeur wirkte sehr sanft, gleichzeitig aber auch bestimmt und klar. Wenn er sprach, wählte er seine Worte immer mit Bedacht, seine Stimme klang voll und angenehm. Seine Augen glichen tiefen Seen, deren Grund nicht ersichtlich ist. Überhaupt hatte der Mann eine sehr besondere Ausstrahlung. Wenn man eine halbe Stunde bei ihm im Salon gesessen hatte, war nicht nur die Frisur wieder perfekt, sondern man fühlte sich einfach rundum zufrieden und wohl. Hatte man vorher unter Stress gelitten, erfreute man sich nachher einer tiefen und herrlichen Ruhe.

Alfred hatte es bereits aufgegeben, Marco über sein Geheimnis auszufragen. Er sagte sich, dass es ja schliesslich auch Menschen gibt, die mit Katzen,

Blumen und anderen Dingen sprechen konnten, und dies mit guten Erfolgen. Weshalb sollte man also nicht auch mit Haaren sprechen können? So besuchte er den Coiffeursalon einfach in regelmässigen Abständen, ohne sich weiter darüber Gedanken zu machen.

Dies änderte sich allerdings schlagartig, als Alfred eines Tages erfuhr, dass er unter einem Krebsgeschwür litt. Die Ärzte waren besorgt über seinen Zustand und erklärten ihm, dass diese Form des Krebses nicht ganz einfach war und mit teilweise nur mässigen Erfolgen behandelt werden konnte. Alfred war am Boden zerstört, sah sich mit dem möglichen Ende seines Lebens konfrontiert und fühlte sich in der folgenden Zeit wie in einer Trance. In diesem Zustand suchte er wieder einmal den Coiffeursalon auf.

Marco sah sofort, dass mit seinem Kunden etwas nicht stimmte und fragte nach. Da erzählte ihm Alfred sein ganzes Leid. Und weil Marcos innere Ruhe so gut tat, sprudelten all die Sorgen und Ängste der vergangenen Tage aus dem kranken Mann heraus. Schliesslich begann er zu weinen. Der ganze Schmerz floss mit den Tränen auf den Pullover. Marco hörte nur zu und legte bekümmert seine Hand auf die Schulter seines Kunden. Plötzlich hielt Alfred inne und schaute seinen Coiffeur an: „Wenn Du mit den Haaren sprechen kannst, kannst Du dann nicht auch mit so einem Geschwür sprechen? Kannst Du ihm nicht erklären, dass es sich wieder zurückbilden soll?“

Marco wirkte zuerst erschrocken, doch dann blickten seine Augen wie in weite Ferne und er wurde sehr nachdenklich.

„Hör“, sagte er, „ich gebe Dir etwas mit.“ Sogleich öffnete er einen Schrank, entnahm einer Schachtel eine gewöhnliche Kerze und drückte sie Alfred in die Hand. „Zünde sie jeden Tag einmal an und versuche, innerlich in die Ruhe zu kommen während Du in die Flammen schaust. Ich kann nicht mit Deinem Geschwür sprechen, aber ich kann Dir vielleicht helfen, dass Du es selbst lernen kannst.“

Alfred war so verwirrt über seine eigene spontane Idee und die Reaktion des Coiffeurs, dass er ohne weiter nachzufragen die Kerze nahm und den Salon verliess. Zu Hause erschien ihm das Ganze etwas merkwürdig, aber nach einigem Hin und Her entschloss er sich, dem Rat von Marco zu folgen. Dabei spürte er, dass er jedes Mal, nachdem er die Übung gemacht hatte, einen tiefen Frieden empfand. Allmählich liess die innere Verzweiflung nach und Alfred wurde fähig, objektiv und mit innerer Gelassenheit über seinen Zustand nachzudenken. Dabei spürte er plötzlich, dass er noch leben wollte. Ja, er wollte diese Krankheit besiegen. Sogleich begann er sich damit zu befassen, welche zusätzlichen Möglichkeiten der Behandlung bestanden. Dabei spürte er auf einmal eine Kraft in sich, die ihm völlig neu war. Die ganze Auseinanderset-

zung mit der Krankheit und mit seinem Leben öffnete ihm zudem die Augen dafür, was wichtig im Leben ist und wo er Dingen nachrannte, die ihm zwar vielleicht kurzfristig einige Glücksmomente bescherten, welche aber nicht von Bestand waren.

Als die Kerze abgebrannt war, holte er sich im nächsten Laden eine ähnliche und führte die Übung fort. Aber merkwürdig, die Wirkung war nicht mehr dieselbe. Sogleich suchte er Marco auf und erzählte ihm von seinen Erfahrungen. Marco lächelte erfreut, dachte dann kurz nach und meinte schliesslich: „Ich selber kann nicht mit deinem Krebs sprechen, das sagte ich dir bereits. Aber es gibt eine Kraft, die ist immer für uns da, wo wir selber nicht mehr weiter kommen. Ich bat einfach diese Kraft, sich über diese Kerze mit dir zu verbinden und dir zu helfen. Und weil ich als Christ aufgewachsen bin, wende ich mich in solchen Fällen an Jesus Christus, mich oder andere mit dieser Kraft zu segnen. Je länger ich lebe, umso mehr kann ich erfahren, dass ich nie im Stich gelassen werde, wenn ich Hilfe nötig habe. Nun hast auch du dieses Wunder erfahren. Gerne gebe ich dir noch eine Kerze mit. Aber vielleicht möchtest du nun selber nach dieser Kraft suchen, die du bereits gespürt hast. Du musst deinen Wunsch nur dem Universum mitteilen. Es wird dir dann den Weg weisen, wie du diese Kraft, die auch Christuslicht genannt wird, in deinem Leben erleuchten lassen kannst.“

Sehr nachdenklich verliess Alfred mit der neuen Kerze den Salon. Obschon ihm die ganze Sache ein bisschen simpel erschien, musste er zugeben, dass sie Wirkung hatte. Waren seine abschätzigen Gedanken über alles, was irgendwie mit Gott zu tun hatte, vielleicht doch falsch? Musste er vielleicht anerkennen, dass es tatsächlich einmal einen Jesus gegeben hatte und dieser Jesus auch ihm, dem modernen Alfred, noch etwas zu sagen hatte? Während der folgenden Weihnachtstage setzte sich Alfred intensiv mit Gott auseinander und begann dabei zu verstehen, was Marco mit dem Christuslicht gemeint hatte. Es war ihm, als verstehe er zum ersten Mal in seinem Leben, weshalb wir Weihnachten feiern. Der Name Jesus Christus blieb nicht mehr eine leere Worthülse für ihn. Vielmehr konnte er nun akzeptieren, dass einmal ein Mann gelebt haben musste, der mehr über das Geheimnis des Lebens gewusst hatte als die anderen Erdenwesen. Dieser Mann hatte versucht, sein Wissen mit seinen Mitmenschen zu teilen. Dies war ihm wohl nur teilweise gelungen. Immerhin hatte aber die Kraft, welche in diesem Wissen liegt, die Menschen so sehr beeindruckt, dass sie dadurch dem Christuslicht, das im Prinzip unser Seelenlicht ist, wieder mehr Aufmerksamkeit zu schenken begannen. Doch jeder einzelne muss den Weg selbst finden und gehen, muss sich für sein inneres Licht öffnen und langsam erkennen, wer er in Wirklichkeit ist. Hält er dieses Licht im

Zentrum seines Herzens wach, kann er fortwährend aus einer Quelle schöpfen, die Stärke, Mut, Weitblick und vieles mehr zum Gedeihen bringt.

Und genau dies erfuhr Alfred nun bei sich selbst. Dankbar zündete er die Kerzen von seinem Weihnachtsbaum an. Gerade gestern hatte er vom Arzt erfahren, dass der Krebs sich unerwartet schnell zurückgebildet hatte. Die Chance auf Heilung stand gut. Alfred wusste, dass dies nicht nur auf die Medikamente zurückzuführen war. Hier spielte eine andere Kraft mit. Und dieser wollte er jetzt in seinem Leben mehr Raum geben. Dieses Christuslicht war ihm zwar noch ein Rätsel, aber er wusste heute immerhin, dass es existierte. So feierte er an diesem Weihnachtsfest die Geburt seines eigenen Christuslichts, das so lange Jahre verschüttet gewesen war.

Die Spitzbuben

Genüsslich streckte sich Julia auf dem Sofa aus. Endlich hatte sie Zeit für ihre Lieblingsbeschäftigung in der Vorweihnachtszeit. Langsam blätterte sie in ihrem Kochbuch und studierte die Rezepte des Weihnachtsgebäcks: Brunli, Zimtsterne, Mailänderli, Spitzbuben – mmh, Spitzbuben! Ja, das war's, Spitzbuben wollte sie backen. Das war nur möglich, wenn sie genügend Zeit hatte, und dieses Jahr hatte sie diese Zeit. Dafür gab es mehrere Gründe.

Julia sinnierte: Ja, es war ein hartes, ereignisreiches Jahr gewesen: Zuerst ging ihre langjährige Beziehung mit ihrem Freund in die Brüche, dann wurde ihre Stelle wegrationalisiert und schliesslich musste sie aus der zu gross gewordenen Wohnung ausziehen, weil sie zu teuer für sie alleine war. Als wäre das nicht genug, war vor zwei Monaten nach langer schwerer Krankheit ihre Mutter gestorben.

Julias Augen füllten sich einmal mehr mit Tränen. Wenn sie es genau nahm, fühlte sie sich gar nicht gut. Sie versuchte zwar immer, all das Belastende zu verdrängen, aber das funktionierte leider nur für kurze Zeit. Dann legten sich wieder die grauen Schatten um ihre Seele und liessen sie am Sinn ihres Lebens zweifeln.

Julia schluchzte laut auf. Nein, jetzt war genug geheult. Sie schnäuzte sich kräftig die Nase, putzte die Tränen ab und schaute grimmig ins Rezeptbuch: 250 gr. Butter, 150 gr. Zucker, - eigentlich hatte sie ja Glück im Unglück. Nach langer Suche hatte sie nun wenigstens eine befristete Anstellung bekommen, die sich möglicherweise sogar in eine feste umwandeln liess. Auch die neue Wohnung entsprach ihren Bedürfnissen. Aber eben: sie war hier alleine.

Schluss jetzt, sagte sich Julia energisch und holte sich erneut aus ihren kreisenden Gedanken heraus. Brauchte sie Eier? Nur ein Eiweiss, zudem eine Prise Salz und Mehl. Dann musste sie noch Konfitüre zum Füllen und Puderzucker zum Bestäuben haben, alles Dinge, die sie auf Vorrat hatte. Also konnte es eigentlich losgehen.

Julia gab sich einen Schubs, erhob sich und begann, den Teig herzustellen. Das Abwägen, Mischen und Zusammenfügen der Zutaten machte sie wieder ruhiger. Mmh, der Teig schmeckte! Während er ruhte, bereitete sie alle weiteren Schritte vor. Dann wurde ausgewallt, ausgestochen, gebacken, bestäubt, Konfitüre aufgetragen und zusammengesetzt. Welch ein Duft, welch wunderbare Plätzchen! Manche rund, manche stern- oder herzförmig, aber alle herrlich verlockend. Das würde schöne Geschenke geben!

Mit einem tiefen, wohligen Seufzer versorgte Julia die letzten Gegenstände, putzte klebrige Zuckerspuren weg und betrachtete noch einmal zufrieden ihr Werk. Die Spitzbuben mussten noch bis morgen auf dem Gitter trocknen, dann konnte sie Julia in Dosen schichten. Aber jetzt wollte sie ins Bett gehen, denn es war eine anstrengende Woche gewesen. Morgen, am Sonntag, wollte sie dann die Spitzbuben und die bereits gekauften Weihnachtsgeschenke kunstvoll einpacken und mit selbst entworfenen Karten versehen.

Kaum lag Julia im Bett, schlief sie schon ein, denn sie war sehr müde. Sie musste bereits eine Weile geschlafen haben, als sie durch etwas geweckt wurde. Merkwürdig! Was war nur los? Sie verspürte ein rasendes Herzklopfen. Am besten stand sie wohl auf und machte sich rasch einen Tee. Das würde sie wieder beruhigen.

In der Küche wurde Julia vom herrlichen Duft der Spitzbuben empfangen. Na ja, so ein kleineres Exemplar wäre jetzt gerade das Richtige. Oder vielleicht mehrere? Zwar tröstete sie sich in letzter Zeit etwas oft mit Süßigkeiten über ihre Verluste hinweg, aber das war ihr jetzt egal. Im Moment hatte sie einfach Lust auf die mürben, herrlichen Teigwerke und fand, dass diese eh nur einem einzigen Zweck dienten, nämlich im Magen zu verschwinden. Und ob dies gleich jetzt oder später geschah, spielte keine Rolle. Verschenken konnte sie ja dann irgendetwas anderes.

So zündete sie rasch das Licht an und blickte auf die Gitter. Doch welch ein Schreck: sie waren leer. Wo ums Himmels Willen waren die süßen Köstlichkeiten? Noch bevor sie den Gedanken zu Ende gedacht hatte, hörte sie viele feine Stimmchen: „Hier, hier.“ Sie schaute sich um. Tatsächlich, überall auf Abstellflächen wie dem Gewürzgestell, der Vorhangleiste, auf den Kanten der Küchenschrankschürten und den Bilderrahmen standen ihre Spitzbuben und schienen auf sie herab zu blicken. Träumte sie? Sie kniff sich in den Arm. Nein, es musste Wirklichkeit sein, denn sie spürte den Schmerz. Verwirrt betrachtete sie das Spektakel. Schliesslich fragte sie in den Raum: „Was macht ihr da oben? Weshalb liegt ihr nicht auf dem Gitter?“

Einer der Sterne, der besonders gut geraten war, neigte sich noch etwas tiefer und es schien Julia, als blicke er sie sehr ernst an. „Julia“, sprach er, „hör mir gut zu! Du selbst hast uns Form gegeben und voller freundlicher Gedanken zum Trocknen hingelegt. Die Vorfreude, andere Personen mit einem kleinen Geschenk beglücken zu können, liess deine Augen leuchten und erfüllte dich zutiefst. Und jetzt? In stumpfer und plumper Gier hast du nur den einen Gedanken: deine Lust zu befriedigen. Wo sind deine schönen Gedanken? Sie würden dir helfen, deinen Schmerz zu überwinden, ohne dass du ihn mit Süßem ersticken müsstest.“

Sprachlos starrte Julia zum Stern. Als wollten die anderen Spitzbuben dessen Aussagen bekräftigen, bewegten sie sich vor und zurück, wie wenn sie mit dem Kopf nicken würden.

„Bist du etwa unfähig zu sehen, dass aus uns deine Liebe strahlt? Ja, diese Liebe, die du während des Backens im Gedenken an deine Familie und Freunde in deinem Herzen bewegt hast, ist in uns gespeichert. Aber du scheinst wirklich nur noch den gebackenen Teig, die Konfitüre und den Puderzucker zu sehen. Deine Gier überlagert die zarten Schwingungen der Liebe und zerstört sie. So driftest du noch tiefer in dein Elend.“

Nach einer kurzen Pause fuhr der Stern fort: „Hast du es etwa auch versäumt, bei deinem Freund die Liebe zu entdecken? Sahst du sie bei deiner Mutter oder schmerzt dich der Abschied von ihr so sehr, weil du immer nur ihre Hülle wahrgenommen hast? Weshalb verlorst ausgerechnet du deine Stelle und nicht jemand anderes? Gelang es dir möglicherweise nicht, etwas mehr als nur das Geld auf dem Konto zu sehen, wenn du an deinen Beruf dachtest? So schnell, wie wir in deinem Magen verschwinden können, so schnell verschwinden all die Hüllen in deinem Leben. Wenn du es versäumt hast, dich mit ihrem Inhalt zu verbinden, bleibt nur noch eine grosse Leere zurück, sobald sie weg sind. Uns macht es nichts aus, gegessen zu werden, denn wir sind gerne ein Anlass zu Glück und Freude. Zudem kannst du uns sowieso nicht wirklich essen, denn unsere wahre Identität ist Liebe. Lediglich unser Teigkörper wird von dir verzehrt. Wir aber verbinden uns wieder mit der grossen Liebe des All-Einen. Wer mit dieser Liebe verbunden ist, wird so auf wundersame Weise von uns genährt. Er wird deine Kekse mit besonderem Genuss verzehren.“

Betroffen starrte Julia den Spitzbuben-Stern an. Plötzlich erschütterte ein Schluchzen ihren Körper. Sie spürte die tiefe Wahrheit dessen, was eben gesagt worden war. Nie hatte sie sich die Zeit genommen, darüber nachzudenken, was in ihrem Leben wirklich wichtig war. Ihre tiefe Sehnsucht nach Erfüllung hatte sie mit Konsum und Oberflächlichkeit zu füllen versucht. Wie klar sah sie noch die enttäuschten Augen ihrer Mutter, als sie sich keine Zeit nehmen wollte, die bereits todkranke Frau öfter zu besuchen. Karriere war ihr wichtiger. Doch ihre Rechnung war nicht aufgegangen: sie hatte zu spät erkannt, dass sie bei der Arbeit nur ausgenutzt worden war und nie wirkliche Chancen für einen Aufstieg bestanden hatten.

Und ihr Freund? Der hatte zu Hause auf sie warten müssen, wenn sie in ihrem Erfolgswahn wieder einmal Überstunden machte. Er hatte lange um sie gekämpft, ihr seine Liebe immer wieder beteuert. Doch sie war blind gewesen, hatte sich geschmeichelt gefühlt, umworben zu sein. Statt ihre Liebe zu bekommen, hatte ihr Freund ihren Stolz genährt bis er daran beinahe zerbrochen wäre. Erst als er ging, begann Julia zu erkennen, was sie angerichtet hatte.

Schonungslos musste die junge Frau ihrer Vergangenheit in die Augen blicken. Es schien ihr, als würde jeder einzelne Spitzbube sie anklagend betrachten. Weinend sank sie zu Boden, faltete die Hände und blickte flehend gegen den Himmel.

„O Gott“, schluchzte sie, „wenn es Dich gibt: bitte verzeih mir!“

In diesem Augenblick wurde es plötzlich ganz hell um sie herum. Eine Kraft schien sich im Raum auszudehnen, von der eine tiefe Ruhe ausging.

„Oh“, stammelte Julia, „es gibt Dich also wirklich?“

Das Licht wurde noch intensiver und es schien, als würde es die Frage auf diese Weise bejahen.

„Dann hatte Mutter also doch Recht, wenn sie uns Kinder davon zu überzeugen versuchte, Dich in unseren Herzen zu bewahren?“

Bei dieser Äusserung spürte sie eine tiefe Wärme in ihrer Brust. Und plötzlich war Julia auch klar, dass Weihnachten mehr bedeutete als Spitzbuben backen, gutes Essen, Tannenbaum, Glitter und Geschenke. Dieses Fest sollte uns immer daran erinnern, dass Gott bei uns ist, immerwährend, jeden Augenblick. In diesem Moment erlebte Julia ein tiefes seelisches Erdbeben. Sie wusste, dass sie nie mehr so würde leben können wie zuvor. Es gab nur noch etwas in ihrem Dasein, das sie wirklich interessierte: dieses göttliche Licht, das offensichtlich allen Kreaturen innewohnt. Voller Demut kniete Julia auf dem Boden im Bewusstsein, dass dieses Weihnachtsfest für sie eine Erleuchtung war.

Als sich die junge Frau wieder erhob, fiel ihr Blick auf die Gitter, auf welche sie die Spitzbuben gelegt hatte. Erstaunt stellte sie fest, dass die Plätzchen alle wieder dort lagen. Verwirrt rieb sich Julia die Augen. Hatte sie nur geträumt? Nein das konnte nicht sein, es hatte sich viel zu wirklich angefühlt. Und tatsächlich, als sie ihr Gewürzgestell betrachtete, sah sie feine Spuren von Puderzucker. Diese fanden sich auch an all den anderen Orten, an denen sich das Weihnachtsgebäck befunden hatte. Diese Spuren würde sie nicht so schnell wegwischen, damit sie sich immer wieder daran erinnern konnte, dass das Leben nur dann Sinn machte, wenn man sich auch wirklich mit ihm befasste. Und zu diesem Zweck musste man sich mit dem göttlichen Licht auseinandersetzen. Folglich wollte Julia herausfinden, wie sie dieses vermehrt in ihren Alltag einfließen lassen konnte. Dazu gehörte zum Beispiel das Verschenken der Spitzbuben, damit sie mit der Energie der Liebe, die zum göttlichen Licht gehörte, die anderen Menschen erfreuen konnte.

Lächelnd dachte Julia: eigentlich wäre das die Idee von Weihnachten, nur hatte sie das bis jetzt nicht erkannt.

Wie die Trauer der Wolken die Menschheit bedrohte

Es regnete schon seit Tagen ununterbrochen. Immer, wenn sich die Wolkendecke zu lockern schien, bildeten sich neue dicke Regenwolken, aus denen Wasser fiel. Seen und Flüsse schwollen an und drohten über die Ufer zu treten. Auf Feldern und Wiesen war der Boden so sumpfig, dass vieles zu faulen begann und nichts mehr wachsen mochte. Die Menschen wurden unruhig und ängstlich. War dies der Beginn des Weltuntergangs? Würde eine Sintflut die Menschheit bedrohen?

Auch im Himmel machte sich Sorge breit. Die Engel versuchten verzweifelt, den Regen zu stoppen, aber es gelang ihnen nicht. Auch Petrus musste hilflos zuschauen, wie die Wolken sich immerzu neu bildeten und entleerten.

Was war geschehen?

Seit Jahrtausenden befanden sich die Kräfte, die das Wetter bestimmten, soweit in einem Gleichgewicht, dass eine Katastrophe grösseren Ausmasses nicht möglich war. Doch nun waren die Wolken plötzlich entgleist. Beim Umherziehen über den Himmel hatten sie nämlich immer wieder beobachtet, wie es auf der Welt zu und her ging. Manchmal waren sie glücklich über das, was sie sahen, manchmal traurig. Doch in letzter Zeit wurden sie immer stiller und nachdenklicher. Was auf der Erde geschah, konnten sie nicht mehr verstehen: die Menschen gingen miteinander und mit ihrer Umwelt auf eine Art und Weise um, dass sich die Wolken immer wieder entsetzten. In Kriegen wurden Frauen, Kinder und alte Menschen abgeschlachtet. Wegen Egoismus und Gier wurden Luft und Böden vergiftet, womit die Lebensgrundlagen aller Lebewesen auf dem Planeten langsam zerstört wurden. Anstatt sich mit Liebe und Verständnis zu begegnen, herrschten bei den Erdenbewohnern Neid und Missgunst vor. Kurz: was die Wolken sahen, stimmte sie so traurig, dass sie einfach weinen mussten. So sehr sie sich bemühten, ihr inneres Gleichgewicht wieder zu finden, es gelang ihnen nicht. Selbst die tröstenden Worte der Engel und von Petrus konnten sie nicht beruhigen. Und damit bahnte sich langsam eine furchtbare Katastrophe an.

In seiner Not befahl Petrus dem Wind, die Wolken wegzublasen. Doch wie fest sich dieser auch bemühte: die innere Not der Wolken war zu gross, ständig formten sich neue weinende Gebilde. Zudem hatten die Menschen nun noch ein grösseres Elend zu erleiden, denn nun regnete es nicht nur, sondern Stürme heulten über die Länder und zerstörten Häuser, Wälder und vieles mehr.

Als Petrus dies sah, befahl er dem Wind sogleich, sich wieder zurückzuziehen. Nun bat er die Sonne, sich zwischen die Wolken zu quetschen und sie auszutrocknen. Die Sonne begann mit aller Kraft zu strahlen, womit viel Hitze erzeugt wurde. Doch bald schien die ganze Erde zu dampfen und die Menschen litten noch mehr, weil die Luft schwer und feucht wurde. Sie konnten das Phänomen beobachten, dass es trotz sonnigen Abschnitten weiter regnete. Somit war auch dies keine Lösung und Petrus runzelte besorgt die Stirn. Irgendetwas musste nun geschehen, sonst drohte dem blauen Planeten grosse Gefahr.

Während sich im Himmel alle Kräfte bemühten, die Wolken zu beruhigen, brach auf der Erde eine grosse Unruhe aus. Überall, wo es regnete, begannen sich Krisenstäbe zu bilden. Da sich die ganze Feuchtigkeit in diesen Gebieten befand, fiel in den Trockengebieten kein Niederschlag mehr, womit die Menschen dort ebenfalls von existentiellen Problemen bedroht waren. Zwar begriff niemand, was genau zu dieser Situation geführt hatte, aber im Volk begann sich grosser Unmut auszubreiten. Redete man nicht schon lange von Umweltbelastungen, ohne dass die Regierungen politisch aktiv wurden? Musste man wirklich tatenlos zusehen, wie Macht und Gier führender Persönlichkeiten die Lebensgrundlage der Erdenwesen bedrohten? Zornig fingen die Menschen an, sich gegen Regierung und Wirtschaftsführer aufzulehnen. Diese erkannten den Ernst der Situation und begannen um ihre Macht und ihr Eigentum zu fürchten. In ihrer Not sahen sie nur noch einen Weg: sie mussten sich der Bevölkerung und ihren Forderungen stellen. Und plötzlich begann eine seltsame Wandlung.

Schon lange hatten sich auf der Erde Kräfte entwickelt, die fähig waren, konstruktive Lösungen für das Wohlergehen allen Lebens zu bieten. Aber diese Kräfte hatten einfach nicht die Möglichkeit gehabt, sich durchzusetzen. Die fremden Denkansätze hatten nämlich den meisten Menschen Angst gemacht, so dass sie trotz der Misere immer wieder den alten Formen ihr Vertrauen geschenkt hatten. Erst jetzt erkannten sie, dass nur noch eine wirkliche Veränderung Rettung bringen konnte. Und so geschah es, dass plötzlich Personen um Rat gefragt wurden, die bis zu diesem Zeitpunkt als weltfremde Spinner gegolten hatten. In ihrer Verzweiflung hörten die Menschen ihnen zu und begannen über deren Worte nachzudenken.

Die innere Einstellung eines jeden Erdenbewohners, so hiess es, sei von Bedeutung. Jeder könne Verantwortung übernehmen, indem er sich immer und in jeder Hinsicht so verhalte, dass er nichts und niemanden schädige. Am besten könnte dies gelingen, indem man sich vorstellen würde, alle anderen Menschen seien Brüder und Schwestern. In einem solchen Klima der Eintracht

könnten sich Lösungen durchsetzen, die schliesslich allen Wohlstand bringen würden.

Die meisten Menschen konnten das zwar nicht wirklich glauben, aber in ihrer Not waren sie bereit, selbst ungewöhnlichste Wege zu beschreiten. So begannen sie, einander argwöhnisch zu betrachten und sich vorzustellen, dass sie von Brüdern und Schwestern, Müttern und Vätern, Söhnen und Töchtern umgeben seien. Das mutete sie sehr komisch an. Der etwas bünzlige Nachbar sollte ihr Vater sein? Der Gemeindepräsident ihr Bruder? Der kiffende Jugendliche aus der Nachbarschaft ihr Sohn? Die Verkäuferin ihre Mutter? Soweit ging die Übung ja noch einigermaßen gut. Aber die Vorstellungskraft der Menschen wurde auf eine harte Probe gestellt, wenn es um Afrikaner ging, die irgendwo in der Ferne Kaffee anbauten, oder um Chinesen, die unter schlimmsten Bedingungen Kleider herstellten, oder um indische Kinder, die in Steinbrüchen schufteten. Aber alle gaben sich Mühe, den neuen Weg zu beschreiten.

Und siehe da, es war wie ein Wunder: der Regen liess nach. Doch sobald sich das Wetter besserte, begannen die Menschen in ihre alten Gewohnheiten zu fallen. Begonnene Verhandlungen mit ausgebeuteten und unterdrückten Menschengruppen begannen zu stagnieren und alles drohte beim Alten zu bleiben. Sogleich öffneten sich die Schleusen des Himmels erneut. Das ging so lange, bis die Menschheit endlich einsah, dass es wohl tatsächlich der einzige Weg zur Rettung war, sich die Welt als Gemeinschaft von Brüdern und Schwestern vorzustellen.

So kam es, dass die Wolken auf ihrem Weg über den Himmel plötzlich erkennen konnten, dass es auf der Welt auch positive Entwicklungen gab. Voller Hoffnung und Freude atmeten sie auf. Doch sobald sich die alten Gewohnheiten auf der Erde wieder breit zu machen begannen, überkam sie erneut grosses Elend und sie begannen zu weinen. Erst als die Menschen mehr und mehr zu begreifen begannen, dass sie nur als eine gerechte Gemeinschaft mit gegenseitigem Respekt überleben konnten, ja dass sich so ihr Wohlstand sogar noch vergrösserte, stellte sich im Himmel wieder ein Gleichgewicht zwischen allen Elementen her, die das Wetter bestimmten.

Und so begann sich eine Forderung durchzusetzen, die vor mehr als 2000 Jahren als Samen in die Menschheitsgeschichte gepflanzt worden war. Erst jetzt reiften die Früchte, die dem Wirken von Jesus entsprungen waren. Erst jetzt wurde die Botschaft verstanden, welche durch die Weihnachtsgeschichte überall die Jahrhunderte wach gehalten worden war. Es gab nur einen Weg zum Glück: denjenigen der Liebe.

Das Fünfrappenstück

Gequält stöhnte das Metallplättchen vor sich hin. Ein letzter schmerzhafter Druck, dann wurde es in eine grosse Wanne gespickt, in der schon Unmengen von Seinesgleichen lagen. Bevor es sich umsehen konnte, musste sich das Plättchen allerdings etwas von seinem Stress erholen. Dann schaute es sich seine Umgebung genauer an. Oh, wie hübsch all die runden Dinger um es herum waren. Alle trugen sie Muster und eine Zahl aufgeprägt. Ob es wohl auch so aussah? Das Plättchen neben ihm, das seine Gedanken erfasste, sagte lachend: „Ja ja, auch du gehörst unverkennbar zu uns. Schau, wir sind alle Fünfrappenstücke, und dafür müssen wir genau gleich aussehen, so dass man uns einwandfrei erkennen kann.“

Der neu geborene Fünfräppler staunte. Plötzlich erfasste ihn eine tiefe Erregung. Was bedeutete es, ein Fünfrappenstück zu sein? Was würde ihn als nächstes erwarten?

Kaum hatte er die Frage zu Ende gedacht, kam Bewegung in die Menge. Es schien, als würden die Stücke unter ihm abgesogen und er rutschte immer tiefer. Dann – schwupps – wurde er von einem Sog erfasst und bald fand er sich mit vielen anderen Fünfräpplern schön aneinandergereiht in einer Papierrolle. Nun sah er zwar nicht mehr viel, spürte aber, wie die Rolle ab und zu aufgehoben und wieder abgelegt wurde. Dann schlief er müde ob all der neuen Eindrücke ein.

Lange Zeit geschah nicht viel, weshalb das Fünfrappenstück meistens vor sich hindöste. Doch plötzlich wurde die Rolle mehrmals aufgehoben und an neuen Orten wieder abgelegt. Und dann schien das Leben so richtig anzufangen: Zuerst vernahm der Fünfräppler viel Lärm, dann wurde das Papier von der Rolle abgerissen und er fiel mit den anderen Stücken in eine Schale. Dort lagen schon ältere Exemplare seiner Gattung. Neugierig schaute sich der Fünfräppler um.

„Oh, hallo“, wurden die Neuankömmlinge von einem sehr abgewetzt erscheinenden Stück begrüsst. „Ihr seht aber neu aus! Frisch ab Presse wohl.“

Neugierig schaute der Fünfräppler das alte Exemplar an. „Sag mal“, fragte er, „was ist denn das, das Leben?“

Rundherum brachen die runden Metallstücke in Gelächter aus und ein wildes Stimmendurcheinander setzte ein. Da gab es die hohen Stimmen der Fünfrappenstücke, aber auch verschiedene tiefere. Erst später erkannte der Neuling, dass diese von grösseren Metallplättchen herkamen.

Als es wieder ruhiger geworden war, erklärte der alte Fünfräppler geduldig: „Die Menschen nennen uns Geld. Wir alle haben einen bestimmten Wert, für

den sie Waren oder Dienstleistungen kaufen können. Wie du noch erfahren wirst, sind wir Fünfräppler die Kleinsten und haben am wenigsten Wert. Wir werden leider nicht sehr geschätzt. Es gibt auch noch Geld aus Papier, das ist je nach Sorte viel wertvoller. Dafür sind wir aber ganz besonders, denn wir sind die Einzigen, die goldig aussehen. Lass dich also nicht unterkriegen, auch wenn du viel Achtlosigkeit ertragen musst.“

Der Fünfräppler staunte. Er verstand nicht alles, aber immerhin tönte es spannend. Bevor er noch eine Frage stellen konnte, wurde es hell, eine Hand packte ihn und legte ihn in eine andere Hand. Diese liess ihn in einen weichen Beutel fallen, wo er zum ersten Mal in seinem Leben anderen Münzen begegnete. Eifrig wurde geschwätzt und Erlebnisse wurden ausgetauscht. Ganz stolz erkannte der Fünfräppler, dass er am meisten glänzte und als einziger goldig leuchtete. Seine Freude währte jedoch nicht lang. „Sieh da“, höhnte ein fettes Fünffrankenstück, „ein Fünferchen! Und erst noch frisch ab Presse! He du, weißt du eigentlich, dass du nur ein Ärgernis für alle bist? Du brauchst Platz, bist aber sozusagen wertlos. Ich würde mich an deiner Stelle schämen.“

Alle lachten, besonders laut die anderen kleinen Münzen, die froh waren, nun nicht mehr die kleinsten im Portemonnaie zu sein. So erging es dem armen Fünfräppler ständig, wohin er auch kam. Langsam verlor er an Glanz und gewöhnte sich daran, immer wieder in eine neue Umgebung zu kommen und dabei abschätzig behandelt zu werden. So hatte er sich das Leben nicht vorgestellt. Er wurde sehr traurig.

Doch es sollte noch schlimmer kommen. Eines Tages wurde das Fünfrappenstück mit vielen anderen Münzen in eine Maschine geleert. Dort wurden sie alle herumgewirbelt und schliesslich nach Sorten getrennt. Jemand ergriff die Fünfräppler und fragte eine andere Person: „Packen wir die überhaupt noch in Rollen oder werden sie verschrottet?“ Entsetzt lauschte unsere goldige Münze und erfuhr dann nach und nach, dass sie bald gar keinen Wert mehr haben würde. Die Menschen wollten die lästigen kleinen Dinger abschaffen. Erleichtert konnte sie aber feststellen, dass sie mit ihren Leidensgenossen doch noch in eine Papierrolle gepackt wurde. Es würde also weitergehen. Aber jetzt wussten es bald alle: das Fünfrappenstück war in Kürze wertlos, ganz und gar ohne jeglichen Nutzen. Betrübt verfolgte es sein weiteres Leben und wusste, es war nur eine Frage der Zeit, bis es verschrottet wurde. Es war sehr traurig, ohne viel Wert geboren worden zu sein und mit noch viel weniger Wert seine Identität wieder aufgeben zu müssen. Es schien ihm, als habe es ein Leben gehabt, das nicht besonders lebenswert gewesen sei.

Doch dann kam alles ganz anders. Eines Tages wurde es aus einem Portemonnaie geklaut und zu anderen Fünfrappenstücken in ein Glas gelegt. „Schau“, hörte es die helle Stimme eines Kindes sagen, „schau Mutti, schon so viele

Glücksfünferchen habe ich gesammelt. Jetzt habe ich bald genug, um an Weihnachten ganz viel Glück zu verschenken.“

Verwundert schaute sich der Fünfräppler um. Das Glas, in dem er sich befand, stand auf einem Büchergestell. Von hier aus hatte er einen guten Überblick über das Zimmer, das offensichtlich zu einem kleinen Knaben gehörte. Überall lag Bastelmaterial herum, denn der Bub hatte viele Leute, die er an Weihnachten beschenken wollte.

Und langsam wurde der Münze klar, worum es ging: da die Fünfräppler abgeschafft wurden, gab es immer weniger von ihnen und so bekamen sie plötzlich einen neuen Wert. Man konnte mit ihnen zwar nicht mehr einkaufen, aber sie dienten vielen Menschen als kleine Glücksbringer. Die Menschen freuten sich, wenn sie ein goldiges Fünferchen in den Händen hielten und liessen ihm jeweils ganz besondere Ehrenplätze zukommen. Das Verrückteste an der Geschichte war, dass sich eigentlich gar nichts verändert hatte, ausser dass ihm die Menschen plötzlich eine andere Bedeutung zusprachen.

Als unser Fünfrappenstück schliesslich als Geschenk unter dem Weihnachtsbaum lag, merkte es, dass es offensichtlich viele Dinge gab, denen die Menschen besondere Bedeutung zuschrieben und die deshalb wertvoll waren. So schien der bunt geschmückte Tannenbaum mehr als ein gewöhnlicher Baum zu sein, ebenfalls die Krippenfiguren, die neben dem Baum angeordnet waren. Besonders die kleinste von ihnen schien unermesslich wichtig. Sie war winzig und lag in einer Krippe. Offensichtlich muss man nicht gross sein, um als wichtig zu gelten, sinnierte das Fünfrappenstück.

Es schien, als gäbe es Werte, die der Fünfräppler erst noch entdecken musste. Mit zwei von ihnen machte er auch gleich Bekanntschaft: als der kleine Bub den Fünfräppler seiner Mutter in einem reich verzierten Döslein als Geschenk überreichte, erlebte er etwas ganz Neues: er löste durch sein Dasein eine Welle von Liebe und Freude aus. Ihm schien, als werde es dadurch rund um ihn heller. Er spürte, dass diese Werte sehr viel wichtiger waren als der Wert, den er als Geldstück gehabt hatte. Damals war er von Gefühlen der Gier und Bereicherung umgeben gewesen, die ihn zu einem Nichts verkommen liessen. Doch jetzt war es egal, welchen materiellen Wert er als Fünfräppler hatte. Dies war eine ganz andere Welt, eine Welt, in der man sich einfach besser fühlte, weil man den anderen etwas bedeutete, das jenseits des Materiellen war. Glücklicherweise seufzte der Fünfräppler und blinzelte dem kleinen Figürchen in der Krippe zu: wir sind zwar beide klein und sehen nicht besonders bedeutungsvoll aus, aber offensichtlich lösen wir in den Menschen viel Licht aus. Ist das nicht wunderbar? Und ein tiefer Frieden breitete sich in der Seele des kleinen goldigen Plättchens aus und liess einen wunderschönen Strahlenkranz darum herum ent-

stehen. Dieser sorgte dafür, dass die Menschenaugen noch mehr in Liebe und Freude zu leuchten begannen. Endlich machte das Leben einen Sinn!

Das Jesusfigürchen

Schon wieder stritten die Kinder. Es war nicht mehr zum Aushalten. Mutter Elisabeth hatte schon alles unternommen, um diese Streitereien einzudämmen, aber nichts hatte wirklich geholfen. Sie mochte einfach nicht mehr, fühlte sich müde und ausgelaugt. Ihr fehlte ein Mann, der sie stärken und in der Erziehung der Kinder unterstützen konnte. Ihre Ehe war vor drei Jahren in die Brüche gegangen und der Vater der Kinder weilte zurzeit im Ausland.

Eigentlich waren es liebe Kinder, aber sie schafften es einfach nicht, längere Zeit ohne Streit zusammen zu sein. Sie würde wohl wieder eingreifen müssen, sonst konnte das Geschrei noch lange dauern. Aber heute wusste sie wenigstens, wie sie die Kinder auf andere Gedanken bringen konnte.

Möglichst ruhig ging sie ins Kinderzimmer und trennte die Streithähne, die sich mit hochroten Backen anfunkelten.

„Hört“, sagte sie mit geheimnisvoller Stimme, „wenn ihr jetzt brav seid, dann machen wir etwas Schönes zusammen.“

Die Kinder horchten auf. Beat schaute die Mutter neugierig an und Dora fragte skeptisch: „Was machen wir denn?“

„Schaut“, meinte Elisabeth, „bald ist Weihnachten. Wir können bereits beginnen, schöne Dekorationen für die Adventszeit zu basteln und unser ganzes Haus weihnachtlich zu verzieren.“

Schon verzog Beat den Mund, denn er fand den Vorschlag nicht so umwerfend. Aber die Mutter liess ihm keine Zeit zum Maulen und fuhr gleich weiter.

„Erinnert ihr euch noch an letztes Jahr? Ich hatte eine Krippe aufgestellt, die euch so sehr gefiel. Dieses Jahr dürft ihr, wenn ihr jetzt schön brav seid, die Krippe selber aufstellen. Wir holen sie aus dem Estrich und ihr dürft alles haben, was es dazu braucht, um den Figuren eine schöne Umgebung zu gestalten.“

Schon hellten sich die beiden Gesichter auf und Beat wollte gleich losstürmen. Aber die Mutter hielt ihn noch zurück. „Zuerst machen wir ab, wer welche Figuren aufstellen darf. Dann dürft ihr beginnen.“ Um Streitereien vorzubeugen, schrieb die Mutter alle Figuren einzeln auf Lose, welche die Kinder ziehen konnten, was zum Glück ohne Widerrede akzeptiert wurde.

Und so kam es, dass es doch noch ein schöner und friedlicher Nachmittag wurde. Das Haus schien sich mit erwartungsfroher Energie zu füllen. Der Streit war für einmal vergessen. Konzentriert und freudig stellten die Kinder die Krippenfiguren zwischen Tannreisig und arrangierten sie so lange immer wieder neu, bis sie eine Form gefunden hatten, die beiden gefiel. Diese Ein-

tracht war sehr ausserordentlich und direkt auffällig, aber die Mutter war einfach nur froh darüber und machte sich keine weiteren Gedanken. Sie hoffte, durch gemeinsames Guezli-Backen und andere Aktivitäten wenigstens eine einigermaßen ruhige und friedliche Adventszeit gestalten zu können.

Der Friede hielt nicht lange. Bereits am nächsten Tag gingen die Streitereien wieder los. Dora kreischte wie am Spiess und Beat brüllte aggressiv und es schien nicht so, als ob sich das schnell wieder beruhigen würde. Beide konnten sich ganz schön in ihre Wut hineinsteigern, und dann waren sie schwer zu besänftigen. Doch unvermittelt hörte das Gebrüll auf. Daraufhin stoppte auch das Kreischen. Besorgt eilte Elisabeth ins Kinderzimmer. War etwas passiert? Doch beide Kinder standen unversehrt da und Beat flüsterte: „Still, seid still!“

Er schien angestrengt zu horchen und Dora spitzte nun auch die Ohren, um zu erfahren, was Beat gehört hatte.

„Hört ihr es nicht?“ flüsterte Beat. „Hier weint jemand ganz leise.“

Langsam ging Beat dem Geräusch nach und stand schliesslich vor der Krippe im Wohnzimmer. „Von hier kommt es“, zeigte er sich überzeugt. „Es ist dieses kleine Figürchen in der Krippe.“ „Du meinst das Jesuskind?“ fragte Dora. „Ja, das muss es sein.“ Nun meinte auch Dora, etwas zu hören, aber sie war unsicher. Auch Elisabeth horchte angestrengt. Doch sie konnte nichts wahrnehmen. Den Rest des Tages war es still im Haus. Beat machte ein nachdenkliches Gesicht und grübelte. Wenn ihn die Schwester ärgern wollte, sagte er einfach, er habe keine Zeit und wandte sich ab.

Tags darauf wiederholte sich eine ähnliche Szene und wiederum unterbrach Beat den Streit und horchte angestrengt. Schliesslich ging er zur Mutter und fragte: „Mama, wer ist eigentlich das Jesuskind?“

Da begann Elisabeth zu erzählen, wobei sie merkte, dass sie nicht sehr viel wusste. So versprach sie den Kindern, dass sie gleich am nächsten Tag in die Bibliothek gehen und Bücher holen würden. Und hier erfuhren Beat und Dora von der Geburt des Heilands, aber auch von den vielen Wundern, die Jesus getan hatte. Zudem lernten sie noch etwas Wichtiges: Jesus mochte keinen Krieg, keinen Streit. Er wünschte sich friedliche Menschen, die füreinander da waren und einander halfen.

Nun wollten die Kinder mehr über Gott wissen, schliesslich hatte dieser ja Jesus auf die Erde geschickt. Wiederum ging die Mutter mit den beiden in die Bibliothek und suchte nach entsprechender Literatur. Dabei stiessen sie auch auf Bücher mit Engeln, womit Dora gleich wissen wollte, was das für Wesen seien. Neugierig betrachteten die Kinder Bilder und liessen sich Texte vorlesen.

Und plötzlich war es ruhiger zu Hause. Elisabeth nahm sich viel Zeit, mit den Kindern den Advent zu zelebrieren und mit ihnen über Gott, Jesus und die Engel zu sprechen. Dora und Beat sogen dieses Wissen förmlich in sich auf, malten Bilder und spielten Engel. Es war fast nicht zu glauben, aber so friedlich wie in diesen Tagen war es in diesem Haus seit Monaten nicht mehr zugegangen.

Angeregt durch die Kinder hatte auch Elisabeth begonnen, sich mehr mit Geschichten über Jesus und verschiedene christliche Heilige auseinanderzusetzen. Fasziniert war sie vor allem von den Mystikern, welche in die Geheimnisse des Lebens einzudringen verstanden. Dabei erkannte sie, dass sie zu Gott nie wirklich eine Beziehung aufgebaut hatte. Ob es ihn überhaupt gab? Und Jesus? War er nicht nur eine Sagenfigur? Weshalb hatte Beat dieses Wimmern gehört, das offensichtlich von dem kleinen Jesusfigürchen ausgegangen war? Seither war es nie mehr aufgetreten. Aber der Bub war sich ganz sicher, dass er nicht geträumt hatte. Vielleicht würde es ja sogar Sinn machen, wenn man betete?

Eines Tages kam Beat ganz verstört zur Mutter und fragte: „Weiss Gott denn wirklich alles? Kann er mich immer sehen?“

„Aber sicher“, entgegnete die Mutter. Da begann Beat zu weinen. „Mama“, schluchzte er, „dann weiss er ja, wie eklig ich immer zu Dora war. Hat er mich denn trotzdem lieb?“

„Aber natürlich“, entgegnete die Mutter und erzählte die Geschichte vom verlorenen Sohn, die sie kürzlich gelesen hatte. Beat war sehr erleichtert und gelobte: „Jetzt will ich nie mehr mit Dora streiten. Gott soll Freude an mir haben!“

Elisabeth nahm ihren Sohn in die Arme und sagte: „Weisst du was? Wir wollen alle so leben, wie es Gott gerne hat. Er soll an uns allen Freude haben.“ Es war wie ein Versprechen, das sich die Frau selber gab. Und noch am gleichen Tag begann sie mit den Kindern zu beten. Sie erklärte ihnen, dass sie so mit Gott, Jesus und den Engeln sprechen könnten, dass diese immer bei ihnen seien und ihnen zuhören und helfen würden. Und gleich wollten die Kinder das selbst ausprobieren, womit die drei nun jeden Abend ein Gebet sprachen, das die Kinder selber formulierten.

Dies war wie der Beginn eines neuen Lebens. Die Beziehung zu Gott, zu Jesus und den Engeln öffnete der ganzen Familie eine neue Dimension und brachte eine ganz neue Stimmung ins Haus. Das Ganze wurde gekrönt von einer wunderschönen Weihnachtsfeier, die zum ersten Mal im Leben der Mutter und der Kinder einen tieferen Sinn bekam. Zwar gab es auch jetzt noch manchmal

Auseinandersetzungen, aber die Kinder konnten meistens schnell eine Lösung finden.

Für die Mutter war es wie ein Wunder. Immer wieder betrachtete sie nachdenklich das Jesusfigürchen und musste daran denken, dass alles damit begonnen hatte. Von diesem unscheinbaren Holzpüppchen ausgehend hatte Beat ein Weinen gehört. Offensichtlich gab es auch heutzutage noch Wunder. Man musste sie nur sehen, und dafür waren Kinder wohl begabter als Erwachsene. Doch trotz aller Zweifel gelang es Elisabeth immer besser daran zu glauben, dass es im Universum eine Kraft gab, die wir Gott nennen. Seufzend musste sie aber zugeben, dass ein solch unbeschwerter Umgang mit den himmlischen Mächten, wie sie ihn bei den Kindern beobachtete, für Erwachsene wohl schwierig war. Aber jetzt, wo sie begonnen hatte, sich damit auseinanderzusetzen, würde sie fortfahren, nach Antworten zu suchen. Sie spürte, dass sie auf diesem Weg etwas finden würde, das für sie und die Kinder wichtig war, was immer es auch sein mochte.

Das Christuslicht

Gehetzt zog sich Monika die Schuhe an, denn sie wollte unbedingt noch einkaufen gehen. Sie musste allerlei Zutaten für die Weihnachtsguezli haben, die sie machen wollte. Die Liste war lang und die Zeit knapp. Morgen war Sonntag. Trotzdem musste sie früh aufstehen, wenn sie alle Sorten zubereiten wollte, die auf ihrem Plan standen. Während sie sich die Schuhe band, erstellte sie im Kopf einen Ablauf, wie sie alles erledigen könnte. Dann eilte sie aus dem Haus. Natürlich mussten ausgerechnet heute der Laden voll und die Schlange an der Kasse lang sein. Monika begann zu schwitzen. Wie sollte sie das alles nur schaffen?

Wieder zu Hause stellte sie alle Backzutaten auf den Tisch und begann gleich damit, einen ersten Teig herzustellen, der dann bis morgen im Kühlschrank ruhen konnte. Als dies erledigt war, nahm sie ihren Kalender und studierte ihn eingehend. Bis Weihnachten blieben nicht mehr viele Tage. Sie war also genötigt, alles in relativ kurzer Zeit zu erledigen, was noch auf ihrer Pendenzenliste stand. Unter anderem musste sie die Einladungen vorbereiten, die sie jährlich um diese Zeit organisierte. Dabei war es Brauch, dass sie jeweils ein gutes Menü kochte. Alle schätzten ihre Kochkünste, die wirklich beachtlich waren. In Anbetracht der grossen Familie und des nicht minder grossen Freundeskreises gab es eine Menge zu tun. Am Heiligen Abend würde sie dann wohl erschöpft in ihren Sessel sinken und einfach nur noch einige Kerzen anzünden und Musik hören. So war es immer gewesen und so würde es sicher auch dieses Jahr wieder sein. Missmutig legte sie den Kalender beiseite und bereitete noch einen weiteren Teig für den Sonntag zu.

Endlich war alles erledigt und Monika konnte daran denken, zu Bett zu gehen. Es war spät, folglich würde es eine kurze Nacht werden. Müde begann sie sich die Zähne zu putzen und betrachtete sich dabei im Spiegel. Erschrocken schaute sie auf das Bild, das ihr entgegenblickte. Das Gesicht wirkte angespannt, sah eher gräulich aus statt rosig und unter den Augen waren tiefe Furchen und dunkle Ränder. O je, dachte sie bei sich, sie glich ja eher einem Gespenst als einem menschlichen Wesen. Unglücklich spülte sie die Zahnbürste und fuhr fort, ihr Spiegelbild zu betrachten. Sie schüttelte den Kopf. Das konnte es doch nicht sein, das machte doch keinen Sinn! Sie sah nur noch wie ein Schatten ihrer selbst aus und hetzte dennoch weiter von einem zum anderen. Weshalb eigentlich? Ja, weshalb? Was trieb sie dazu?

Bekümmert starrte Monika in den Spiegel, als erwarte sie von dem Gesicht dort drin eine Antwort. Doch diese kam nicht. Folglich war Monika gezwungen, in ihrem Inneren nachzuforschen. Und siehe da: sofort stürzten Fragen auf sie ein:

Weshalb musste sie eigentlich all diese Sorten Guezli backen? Weshalb musste sie all diese Leute einladen? Weshalb musste sie all die Geschenke besorgen und abschicken, all diese Briefe und Karten schreiben? Und das jedes Jahr?

Eigentlich wusste sie es auch nicht. Sie hatte es einfach immer so gemacht und glaubte, dass es sich gehörte, damit die Leute Freude haben oder nicht enttäuscht sind. Schon in ihrer Kindheit hatte sie gelernt, Bräuche zu pflegen, weil das Fest der Familie gebührend zelebriert werden sollte.

Plötzlich wurde Monikas Blick herausfordernd: Und wenn sie jetzt einfach einmal alles anders machen würde? Nur noch das machen, was ihr Spass bereitete? „Das ist egoistisch“, sagte eine Stimme in ihr. Na und? Man musste ja nicht gerade alles über den Haufen werfen, aber vielleicht das ganze Programm entschlacken: weniger backen, weniger Einladungen über die Weihnachtszeit machen, dafür die Menschen während des Jahres einmal einladen. Wieso schrieb sie immer so lange Briefe? Eine Karte würde auch reichen.

In Monika begann ein Kampf. Was war eigentlich richtig? Wer konnte ihr sagen, was sich zur Weihnachtszeit gehörte? Plötzlich erkannte sie klar und deutlich: Niemand konnte es ihr sagen, sie musste es selbst herausfinden.

Perplex schaute Monika auf ihr Spiegelbild. Wenn ihr schon niemand sagen konnte, was richtig und was falsch war, wie konnte sie dann herausfinden, was für sie selbst richtig oder falsch war? Es gab ja Unmengen von Möglichkeiten. Welche sollte sie wählen?

Auf einmal wurde es Monika sehr schwer ums Herz. Wenn sie es sich genau überlegte, hatte sie eigentlich einen grossen Teil ihres Lebens damit verbracht, das einmal Gelernte ohne zu hinterfragen zu wiederholen. Und was war das Resultat dieses Lebens? Von Jahr zu Jahr fühlte sie sich gehetzter, wurde irgendwie unzufriedener und ertappte sich immer öfter dabei, dass sie den tiefen Wunsch hatte, nur noch zu schlafen, weil sie erschöpft war. Irgendetwas lief definitiv schief in ihrem Leben.

An diesem Punkt wandte sich Monika von ihrem Spiegelbild ab und ging traurig zu Bett. Sie war zu müde, um weiter nachzudenken.

Als sie am nächsten Tag aufwachte, war als erstes ein Gefühl da, als habe sie am Vorabend etwas Wichtiges entdeckt. Dann kamen ihr sogleich ihre gestrigen Gedanken in den Sinn. Entschlossen machte sie sich ein Frühstück und versorgte dann alle Backzutaten im Schrank. Nein, sie würde heute keinen Backmarathon veranstalten. Die beiden Teige im Kühlschrank mussten zwar verarbeitet werden, aber das dauerte nicht so lange. Die Briefe würde sie auch nicht schreiben. Morgen wollte sie sich vorgedruckte Karten besorgen. Ja, was sollte sie denn heute machen? Sie beschloss, spazieren zu gehen und sich alles in Ruhe zu überlegen.

Als die Guezli duftend in den Dosen lagen, zog sich Monika warm an und verliess das Haus. Herrlich, diese klare Luft einzuatmen. Bald war sie im Wald. Wie der Schnee unter ihren Schuhen knirschte! Sie fühlte sich unendlich frei. Nein, all die Einladungen würde sie nicht machen, darüber war sie sich nun im Klaren. Verblüfft hielt sie inne. Ja, woher kam denn diese Sicherheit, dass das so in Ordnung war? Monika wusste es nicht. Sie merkte einfach, dass sie sich bei diesen Gedanken gut fühlte und herrlich frei. Ihr Herz öffnete sich und sie hatte den Eindruck, sie verschmelze förmlich mit dem Wald und spüre die Kraft der Bäume in sich. Dieser Zustand fühlte sich an, als wäre sie beschwipst. Sie spürte: da war irgendetwas, dem sie bisher herzlich wenig Aufmerksamkeit geschenkt hatte. Es fühlte sich an, als wisse sie genau, wie sie es machen könnte. Erstaunt horchte sie in sich hinein. Weshalb hatte sie dieses Gefühl eigentlich nie wahrgenommen? Die Antwort war einfach: Sie war ja immer der Meinung gewesen, zu wissen, wie es sein musste. Also brauchte sie sich gar nicht zu fragen, wie sie es machen sollte, womit dieses Gefühl gar nicht erst auftauchen konnte.

Die folgenden Tage verbrachte Monika damit, dieses Gefühl zu erforschen und alle ihre Pläne zu hinterfragen. Erst jetzt erkannte sie in aller Deutlichkeit, dass sie bis zum heutigen Tag eigentlich gar nicht richtig gelebt, sondern eher funktioniert hatte.

Die Zeit bis Weihnachten verging wie im Flug und das erste Mal seit Jahren war Monika nicht erschöpft. Sie konnte sich sogar einen kleinen Weihnachtsbaum besorgen und ihn schmücken. Dafür hatte sie viele Einladungen auf die Zeit nach Weihnachten verlegt. Die Weihnachtsguezli hatte sie nach Lust und Laune hergestellt.

Am Heiligen Abend sass Monika ganz alleine und feierlich vor dem Weihnachtsbaum mit den brennenden Kerzen. Dazu lief Weihnachtsmusik, die den festlichen Charakter noch verstärkte. Und zum ersten Mal in ihrem Leben nahm sie sich die Zeit, über den Sinn von Weihnachten nachzudenken. Ja, Christus war geboren, für alle Menschen, auch für sie. Heute fühlte sie sich ihm so verbunden, wie nie zuvor. Verblüfft stellte sie fest, dass wieder das Gefühl über sie kam, das sie ganz am Anfang erlebt hatte, als sie in sich hineinzuhorchen begonnen hatte. War das möglich? Ja warum nicht? Sprach man denn nicht immer vom Christuslicht, das in allen Menschen vorhanden sein soll? Plötzlich wurde Monika ganz ehrfürchtig: War es dieses Christuslicht gewesen, das ihr den Weg gezeigt hatte? War es wirklich wahr, dass es im Menschen lebendig ist und man sich nur mit ihm verbinden musste? Wenn dem so sein sollte: Musste sie sich dann überhaupt noch über irgendetwas Sorgen machen?

Diese Gedanken waren so überwältigend, dass sie unwillkürlich ihre Hände faltete. Nein, gebetet hatte sie nie gross. Sie hätte auch nicht gewusst, wozu. Aber jetzt spürte sie: hier war sie in Kontakt mit etwas ganz Grosse, mit etwas ganz Heiligem. Was war denn Gebet anderes, als den Kontakt mit dieser wunderbaren Kraft zu suchen? Und diese Kraft schien tatsächlich in ihr zu sein. Und sie entdeckte sie erst jetzt!

Eine tiefe Ruhe überkam Monika. Nun hatte Weihnachten eine Bedeutung für sie bekommen: Jesus Christus war zu den Menschen gekommen, um ihnen den Weg zu weisen. Sie musste nur nach dieser inneren Kraft suchen, dann konnte sie diese auch spüren und bekam Antwort auf ihre vielen Fragen. Ganz lange sass Monika in dieser tiefen Erkenntnis. Sie wusste nun, was sie zu tun hatte: sie wollte einen Weg finden, das Christuslicht noch tiefer in ihr Leben einzulassen. Sie wollte lernen, diese Kraft immer in sich zu spüren und sich immer nach ihr zu richten. Dieses Jahr feierte sie wirklich Weihnachten, zum ersten Mal in ihrem Leben.

Die Pfaffenhütchen

Ein wunderbarer Duft durchzog die Küche: Mmh, etwas Köstlicheres gab es kaum als den Geruch von frisch gebackenen Guezli. Zufrieden betrachtete Karl sein Werk. Auf einem Teller türmten sich die fertigen Pfaffenhütchen. Diese hatte er neu in sein Sortiment aufgenommen. Schon seit einigen Wochen war er nämlich am Proben, welches der verschiedenen Rezepte das Beste sei. Denn Karl wäre nicht Karl, wenn er nicht auch hier ein absoluter Perfektionist wäre. Er liebte besonders die Kekse, welche eine Kombination von Teig und Konfitüre enthielten. Bei den Pfaffenhütchen fand er zudem den Namen und die Form lustig: Teigfondellen wurden mit Konfitüre gefüllt und an drei Seiten zusammengefasst, so dass ein Dreispitz entstand. Nun fand er aber unterschiedliche Rezepte bezüglich Teigzutaten und Füllung. Da er an Weihnachten jeweils seine ganze Umgebung mit den köstlichen Süßigkeiten beschenkte, hatte er den Ehrgeiz, die beste Variante herauszufinden.

Doch je mehr Karl probte, umso schwerer fiel ihm die Wahl. Beinahe jedes Rezept hatte seine Vorzüge. Schliesslich kam der grosse Tag, an dem er den Favoriten krönen wollte. Um die Sache möglichst neutral angehen zu können, legte er von jeder Sorte ein Exemplar auf ein Stück Papier und versah dieses mit einer Nummer, die zu einem Rezept gehörte. Dann schloss er die Augen, schob die Kekse auf dem Tisch hin und her, bis er nicht mehr wusste, wo welche Nummer lag. Nun bildete er eine Reihe und begann sie blind zu degustieren.

Es war spannend, wie völlig anders er die Kekse wahrnahm, wenn er nur noch den Geschmackssinn zur Verfügung hatte und dabei nicht wusste, nach welchem Rezept das entsprechende Gebäck hergestellt worden war. Langsam führte er jeweils einen Keks zum Mund, nahm einen kleinen Bissen, kaute bedächtig, schluckte herunter und liess den Geschmack auf sich wirken. Das Experiment war aber ziemlich schwierig, denn es schmeckte einfach alles wunderbar. Keks eins, Keks zwei, Keks drei und Keks vier waren bereits degustiert und Karl konnte eigentlich keinen Favoriten ausmachen. So biss er nun in die Nummer fünf, auch diese herrlich im Geschmack. Doch überrascht hielt Karl inne: dieser Keks schmeckte irgendwie speziell. Oder war es gar nicht der Geschmack, war es etwas anderes? In ihm entstand ein abgerundetes Gefühl, das bei keinem der anderen Exemplare aufgetaucht war. Irgendwie ging von diesem Keks eine Harmonie aus, die buchstäblich den Körper durchströmte. Erstaunt registrierte Karl diese Empfindung und wendete sich nach längerem Nachspüren noch den Exemplaren sechs und sieben zu. Aber diese liessen sich wieder mit den ersten vier vergleichen: fein, aber nicht irgendwie besonders.

Neugierig öffnete Karl nun die Augen. Er wollte wissen, was Nummer fünf besonders machte. Sofort studierte er die Rezepte, konnte dabei aber keine logische Erklärung finden. Die Nummer drei war in der Rezeptur zwar äußerst ähnlich wie die Nummer fünf, hatte geschmacklich aber einen ganz anderen Effekt. Nachdenklich räumte Karl auf und versuchte sich zu erinnern, ob er beim Backen etwas anders gemacht hatte.

Ja, wann hatte er die Nummer fünf überhaupt gebacken? Er durchforschte seine Agenda und fand auch bald den entsprechenden Tag. Und nun konnte er sich erinnern: Karl sang in einem Chor. Damals übten sie Auszüge aus dem Weihnachtsoratorium von Bach. Das entsprechende Konzert stand kurz bevor. So sang Karl während des Backens hingebungsvoll die verschiedenen Chorstellen und geriet dabei in eine fast ekstatische Weihnachtsstimmung. Er hatte die Weihnachtsbotschaft buchstäblich gespürt. Das Wunder von Christi Geburt hatte ihm förmlich Hühnerhaut verursacht. Er fühlte sich in die Heilige Nacht hineinversetzt, die für Millionen von Menschen eine Verheissung darstellt. Sie alle feiern jedes Jahr Weihnachten, um damit zu bezeugen, dass sie an das Lichtvolle und die Liebe glauben. Er hatte all dies so sehr in sich gespürt, als wären dieses Licht und diese Liebe effektiv durch die Musik in ihn eingeflossen.

Erschüttert hielt Karl inne: war es möglich, dass diese Energie in seinen Keksen gespeichert war? Plötzlich schien ihm dieser Gedanken gar nicht so abwegig: gab es nicht Forschungsarbeiten, durch die bewiesen wurde, dass zum Beispiel Wassermoleküle Informationen aufnehmen und sich dabei ihre Form entsprechend veränderte? Und das Abendmahl? Gründete es nicht auf der Annahme, dass Brot und Wein die Energien von Christus enthielten, weil die Priester sie entsprechend segneten?

Ehrfürchtig stand Karl vor seinen Keksen. Das Rezept schien gar nicht so wichtig zu sein. Vielmehr war es seine innere Haltung während des Backens, die offenbar das Resultat so tiefgreifend beeinflussen konnte.

Ob dies mit allen Dingen im Leben so war? Wirkte sich seine Haltung auf alles so sehr aus? Konnte er sozusagen jederzeit und überall Weihnachten erzeugen? Das würde ja nichts anderes bedeuten, als dass er es in der Hand hätte, mit oder ohne Christuslicht zu leben. Wenn dem so wäre: warum warteten wir eigentlich auf den 24. Dezember, um uns dann lediglich während einiger Tage mit diesem Licht zu befassen? Sollten wir nicht jeden Tag Weihnachten feiern?

Karl atmete tief durch. War es möglich, dass etwas so immens Wichtiges eigentlich so einfach war? Tief berührt betrachtete er die süßen Werke. Ihm war

klar: heute war etwas in ihm passiert, das sein Leben verändern würde: die Pfaffenhütchen hatten ihm eine neue Welt eröffnet.

Engel auf Erden

Jauchzend tanzten die kleinen Engel im Himmel umher. Sie konnten sich vor Freude kaum fassen. Endlich wurde der grosse Traum wahr: sie durften auf die Erde gehen. Wie lange hatten sie schon darum gebeten, bis jetzt ohne Erfolg. Doch nun hatte Erzengel Gabriel persönlich grünes Licht gegeben. Die Schulung der kleinen Engelchen war nun so weit fortgeschritten, dass praktische Erfahrung Sinn machte. Sie mussten zwar noch viel lernen, aber das würde besser gehen, wenn sie ein bisschen Erdenerfahrung hätten. Der nun folgende Unterricht war nur noch auf das bevorstehende Ereignis ausgerichtet. Die Aufregung in der Schulstube war entsprechend gross, das Stillsitzen für die Engelchen schwierig. Zum Glück wussten sie noch nicht, was sie alles erwartete, sonst wären sie vielleicht ein bisschen aufmerksamer und ernsthafter hinter die Vorbereitungen gegangen. Für sie war alles noch ein grosses Spiel.

Als endlich der herbeigesehnte Tag angebrochen war, wurden die kleinen Engel alle noch einmal zusammengerufen. Das Wichtigste wurde ihnen ein letztes Mal zusammengefasst. Vor allem mussten sie sich grosse Mühe geben, ihre Energien gesammelt zu halten, weil sie sonst Verwirrung stiften könnten. Welches Ausmass diese Verwirrung annehmen könnte, erahnten allerdings nicht einmal die erfahrenen Engel, denn es war schon eine ganze Weile her, seit eine Klasse kleiner Engelchen ihre erste Erdenerfahrung machte.

In Gruppen traten schliesslich die kleinen geflügelten Wesen ihren Flug auf die Erde an. Alle hatten einen klaren Zielort und verschiedene Aufgaben. Daneben gab es aber auch genügend Raum, einfach ein bisschen zu beobachten und Erfahrungen zu sammeln. Mit gemischten Gefühlen schauten ihnen die älteren Engel hinterher und hofften, dass alles gut gehen würde. Es war immer wieder von neuem eine Herausforderung, eine Gruppe der kleinen Engelchen auf ihre spätere Aufgabe vorzubereiten. Und wie es bei der Erziehung halt so ist, man kann nie alles perfekt machen.

Bald trafen die ersten Engelchen auf der Erde ein. Für die Menschen waren sie natürlich unsichtbar, nur sehr hellseherische Wesen konnten ihre Präsenz spüren. Neugierig schauten sich die geflügelten Himmelsboten um. Alles war spannend, alles faszinierte sie. Stundenlang konnten sie einfach in der Ecke eines Zimmers in einem Haus sitzen und schauen, was hier alles passierte. Wie waren die Menschen doch komische Geschöpfe! Die Engelchen konnten gar nicht begreifen, dass sie so wenig aufeinander eingingen. Es schien, als würden sie in der Tat nicht wahrnehmen, was die Leute rund um sie wirklich dachten und spürten. Die Engel sahen dies natürlich sehr genau und konnten nur staunen, wie unlogisch die Erdenkinder miteinander umgingen. Weil es ihr Auftrag war, sich alles gut anzusehen und alles eingehend zu studieren, ver-

suchten sie, sich viele Situationen zu merken. Das war nicht einfach und das Leben auf der Erde mit ihren schweren Energien machte den Engeln immer mehr zu schaffen. So wurden sie müde und es gelang ihnen immer weniger, ihre eigenen Energien schön gesammelt zu halten.

Am dritten Tag nach ihrer Ankunft machte sich auf der Erde plötzlich eine Unruhe bemerkbar. Überall kam es zu komischen Problemen, welche die Engel nicht verstanden. Noch weniger verstanden sie, dass im Grunde genommen sie selbst die Ursache der Probleme waren, die sich von Tag zu Tag mehr zuspitzten. Was war geschehen?

In den letzten Jahren hatten die Menschen immer kompliziertere technische Wunderdinge entwickelt, die mittels Funksignalen funktionierten. Das ganze Gefüge war hochkomplex und auch sensibel. Je mehr den Engeln die Energien aus dem Ruder liefen, umso mehr begannen diese plötzlich verschiedene Signale zu stören. Was zuerst nur vereinzelt auftrat, breitete sich wie ein aggressiver Virus in einem grossen Tempo rund um die ganze Erde aus: Geräte sendeten oder empfingen falsche Signale, so dass sie unbrauchbar wurden. Als die Menschen merkten, dass die Störungen nicht nur einzelne Geräte betrafen, sondern grossflächig bestanden, vermuteten sie kriegerische Attacken einer anderen Macht. Sofort wollten sie ihre Armeen aktivieren, doch die Logistik, welche dafür hätte eingesetzt werden müssen, funktionierte auch nicht. Mit Angst und Schrecken suchten sie Verbindung mit dem vermeintlichen Feind aufzunehmen, doch Telefon- und Funkverbindungen versagten ihre Dienste. Schlussendlich reisten die obersten Herrscher per Helikopter - das Flugsystem der normalen Flugzeuge war natürlich auch zusammengebrochen - in benachbarte Länder, um sich mit den entsprechenden Staatsoberhäuptern zu besprechen. Dabei wurde bald klar, dass alle Länder unter den gleichen Problemen litten.

Während die Regierungen versuchten, einen befürchteten Krieg abzuwenden, waren die Menschen in den Ländern bemüht, ihren Alltag aufrecht zu erhalten. Doch wie sollte das funktionieren? Informationen über Radio, Fernsehen, Telefon und andere Geräte gingen kaum noch. Man musste Menschen, mit denen man etwas besprechen wollte, persönlich aufsuchen. In den Läden konnten die Waren nicht mehr bestellt werden, womit die Kunden bald vor leeren Regalen standen. So mussten Gruppen gebildet werden, die direkt die Verteilzentralen aufsuchten, um das Allernotwendigste zu holen. Doch dort gab man ihnen sehr ungern etwas, denn die Logistik funktionierte nicht, womit keine Kontrolle über die Lagerbestände aufrechterhalten werden konnte. Es drohte, alles in ein völliges Chaos abzugleiten.

In dieser schlimmen Situation begannen die Menschen ganz allmählich, sich mehr und mehr zusammenzuschliessen und gemeinsam nach Lösungen zu su-

chen, die oft völlig unkonventionell waren. Einzelne Leute hatten kreative Ideen, welche dazu führten, dass vielen geholfen werden konnte. Dabei arbeiteten plötzlich Personen zusammen, die sich noch gar nicht wirklich kannten; man nahm Kontakt mit anderen auf, denen man früher wohl einfach aus dem Weg gegangen wäre. Eine grosse Dynamik entstand und erlaubte den Menschen mehr und mehr, mit dem Notwendigsten versorgt zu werden.

Während die Erdenkinder versuchten, dem grossen Chaos beizukommen, beobachteten die grossen Engel mit Entsetzen, was die kleinen Engelchen anrichteten. Sie wollten schon eine Notfallübung starten und die unerfahrenen Schüler schnellstens in den Himmel zurückholen, als sie plötzlich merkten, dass hier etwas geschah, das nicht nur schlecht war. Schon lange hatten sie mit grossen Sorgen auf den wachsenden Egoismus der Menschen herabgesehen und sich gefragt, wie lange es noch gehen würde, bis die Erdenbürger ihre Welt völlig zerstört hatten. Nun bemerkten sie, dass innert kürzester Zeit in den Köpfen der Menschen eine Bewegung entstand, die unter anderen Umständen unmöglich gewesen wäre. Niemand konnte es sich mehr leisten, in seinen vier Wänden zu bleiben und sich von der Welt abzukapseln. Jeder musste hinaustreten und schauen, wie er zu seiner Nahrung kam. In den Fabriken lief grösstenteils nichts mehr, weil vielfach zu wenig oder gar kein Strom mehr floss. Dennoch versuchten die Menschen, die notwendigsten Dinge irgendwie herzustellen. Das ging aber nur, wenn sie neue Ideen hatten und sie gemeinsam umsetzten. Damit entwickelte sich plötzlich ein Geben und Nehmen, das vorher vom Egoismus erstickt worden war. Natürlich konnte dieser Zustand nicht beliebig verlängert werden, denn die Menschen gerieten auch in unschöne Notsituationen. Doch die Erzengel entschlossen sich, das Programm der kleinen Engelchen normal zu Ende laufen zu lassen, was ohnehin bald der Fall war. Dann mussten die kleinen Wesen in der Tat noch kräftig lernen, ihre Energien gesammelt zu halten.

In ihrer Unschuld realisierten die Engelchen auf der Erde nicht, was sie anrichteten und weshalb die Menschen so aufgeregt waren. Sie erledigten brav ihre Aufgaben und machten sich am vereinbarten Tag widerstrebend auf den Weg zurück zum Himmel. Auch wenn es anstrengend gewesen war, hatte es sich gelohnt. Der Einblick in die Menschenseele war sehr spannend gewesen und sie freuten sich schon sehr auf den Tag, an dem sie als grössere Engel Aufgaben bekommen sollten, durch die sie den Menschen in ihrem Alltag und in ihren Nöten beistehen konnten. So komisch und unbegreiflich diese Lebewesen manchmal waren, so lieb hatten sie die Engelchen gewonnen, denn im Grunde genommen waren es doch alles grosse Kinder, die vergessen hatten, wie sehr sie doch eigentlich den Engeln gleichen würden, wenn sie ihre wahre Natur lebten.

Sobald die Engelchen aus der Erdatmosphäre verschwunden waren, begannen die Geräte der Menschen wieder zu funktionieren. Man hätte meinen können, dass nun schnell wieder der normale Alltag eintreten würde. Doch dem war nicht so. Die Menschen hatten eine Erfahrung gemacht, die ihnen plötzlich ein Stück Menschlichkeit zurückgegeben hatte. Vielen waren die Augen aufgegangen und sie begannen nachzudenken. Begünstigt wurde dieser Prozess noch dadurch, dass Weihnachten vor der Tür stand. Zu dieser Jahreszeit waren die Menschen ohnehin besinnlicher.

So kam es, dass viele erkannten, dass Weihnachten vielleicht gar kein veraltetes Märchen war. Immerhin wurde die Geburt von Jesus Christus gefeiert, und dies mit gutem Grund: dieser grosse Weise hatte Zeit seines Lebens versucht, den Menschen zu zeigen, wie sie Frieden und Liebe entwickeln konnten. Nach dem eben Erlebten verstanden etliche, was Jesus sie mit viel Geduld hatte lehren wollen. Nun hatten sie in ihren eigenen Herzen gespürt, wie gut es sich anfühlte, mit anderen Leuten zusammen Lösungen zu finden und sich gegenseitig zu helfen. Man war zu grossen Gemeinschaften zusammengewachsen. Unterschiede in Herkunft, beruflicher Stellung und anderen Bereichen waren plötzlich bedeutungslos geworden. Es waren einfach alles Menschen mit ihren Bedürfnissen nach Essen, einem sicheren Dach über dem Kopf und lieben Personen um sich herum gewesen.

So wurde diese Weihnacht für viel zu einer wirklichen Weihnacht: Ein inneres Licht hatte sich entzündet. Man konnte es Christuslicht nennen oder auch Seelenlicht. Dieses schwebte nun als Leitstern über ihrem Leben.

Wie aus Brei Weihnachten wird

Schon wieder Geschrei. Mia hatte es langsam satt. Seit sie diese Klasse übernommen hatte – und das war nun bereits fast ein halbes Jahr her – verging kein Tag, an dem sich die Kinder nicht in die Haare gerieten. Es war auch in der Tat nicht einfach: verschiedenste Kulturen und soziale Schichten prallten hier aufeinander, zudem mehrere ausgeprägte Führerpersönlichkeiten. Irgendetwas musste geschehen, so konnte es nicht weiter gehen. Das Unterrichten machte in dieser Meute keinen Spass mehr, zehrte nur noch an den Nerven. Dass Weihnachten vor der Tür stand, machte das Ganze nicht einfacher, denn damit wurden die verschiedenen Religionen sichtbar. Ein Krippenspiel wagte Mia gar nicht erst zu inszenieren, bestimmt hätten verschiedene Kinder nicht mitmachen dürfen. Es war wirklich nicht einfach. Sie gab sich noch bis Ende Semester Zeit. Wenn ihre Bemühungen keine Früchte tragen würden, musste sie professionelle Hilfe anfordern. Als es läutete, stürmten die Kinder aufgebracht ins Klassenzimmer. Die verhärteten Fronten zeigten sich einmal mehr sehr deutlich.

Auf einmal wusste Mia, was sie machen wollte. Sie ging auf die Anschuldigungen der verschiedenen Schüler gar nicht ein, sondern begann kommentarlos, weisse Zeichenblätter auszuteilen. Langsam wurde es ruhiger und die Kinder erwarteten, dass sie nun erfahren würden, was sie zu tun hatten. Doch für einmal gab es keine genaue Anweisung.

„Nehmt das Papier und macht daraus, was ihr wollt. Alles ist erlaubt: schneiden, falten, malen. Ihr dürft das Blatt einfach nach Lust und Laune bearbeiten“, wies Mia die Kinder an.

So schwierig diese Klasse war, kreativ war sie in hohem Masse, das musste man ihr lassen. Eifrig wurde geschnitten, gemalt und geklebt. So entstanden die verschiedensten Kunstwerke: einige waren wunderschön, andere etwas ungenauer und plumper, je nach Fähigkeiten und Fertigkeiten des Kindes. Als alle fertig waren, verteilte Mia den Schülern ein Stück Karton und auch hier lautete die Aufgabe: „Macht, was euch gefällt.“ Wiederum entstanden die unterschiedlichsten Basteleien. Einige Kinder taten sich mit diesem Material schwerer, andere setzten die Festigkeit des Kartons geschickt um.

Nun würde sich zeigen, ob Mia den Zugang zu den teilweise verstockten Kinderseelen fand. Sie liess alle entstandenen Produkte auf die Pulte legen und forderte die Kinder auf, sie zu betrachten. Schon hörte man erste abwertende Kommentare. Da reagierte Mia mit scharfer Stimme: „Ich habe euch nicht um eure Meinung gebeten!“ klemmte sie die Kritiker ab. „Jedes hat etwas zustande gebracht. Ob es allen gefällt, war nicht die Frage.“ Widerwillig wurden die vorlautesten Kinder ruhig.

„Schaut“, fuhr Mia fort, „ihr alle hattet das gleiche Material, einmal ein Blatt Papier, einmal ein Stück Karton. Jedes hat je nach Geschmack und Fingerfertigkeit etwas ganz Spezielles daraus gemacht. Aber eigentlich habt ihr noch immer Papier und Karton vor euch. Einige konnten mehr mit dem Papier anfangen, andere mehr mit dem Karton. Aber überall ist etwas entstanden. Morgen gehen wir einen Schritt weiter, wir machen selbst Papier.“

Den Kindern gefiel es, dass Rechnen und Sprache ausfallen sollten, dafür ein Tag mit Basteln anstand. So gingen am Ende alle gut gelaunt nach Hause und – oh Wunder – für einmal ohne Streit.

Am nächsten Tag kamen die Kinder erwartungsvoll in den Unterricht. Das anstehende Projekt liess Streitereien vergessen. Wie man wohl Papier machte? Einige hatten es von den Eltern erfahren, andere hatten keine Ahnung. Aber das machte nichts, denn nun gab es zu Basteln und das machte Spass.

Mia liess die Kinder Zeitungspapier in kleine Schnipsel zerreißen und in Wasser einlegen. Dann mussten die vielen mitgebrachten Mixer ihre Arbeit tun: das Gemisch wurde nun fein säuberlich zu einem dünnen Brei gemixt. Dann kam der grosse Moment: aus dieser grauen Masse sollte es Papier geben. Mia zeigte den Kindern ein Schöpfsieb und wagte den ersten Versuch: sie zog das feinmaschige Gitter durch den Brei, liess das Wasser ablaufen und schon war ein Blatt Papier geboren. Angespornt durch diesen gelungenen Versuch übten sich die Kinder nun selber, wobei sie auch die Tücken dieses Vorgangs erlebten. Einmal war zu viel Brei auf dem Sieb, dann gab es ein sehr dickes Papier. War jedoch zu wenig Brei darauf, wurde das Papier schwach und löcherig. Es galt, die ideale Menge zu finden und diese auch gut auf dem Sieb zu verteilen. So entstanden jede Menge verschiedener Blätter, die gepresst und getrocknet wurden. Auch der heutige Tag verlief recht friedlich. Das kreative Arbeiten tat den Kindern gut und beruhigte die Situation.

Zufrieden beendete Mia den Schultag und erklärte den Kindern, dass sie morgen das Papiermuseum besuchen würden. Dieses Vorhaben wurde jauchzend begrüsst.

Im Museum erlebten die Kinder, dass Papier aus verschiedenen Grundstoffen wie Holz, alten Lumpen und anderem entstehen konnte. Sie erfuhren, dass es schlussendlich viele kleine Fasern brauchte, die sich zu einer Masse vereinten. Je nach gewählten Fasern gab es andere Papiere. Auch edlere Papiere entstanden nach diesem Prinzip. Eigentlich war es immer das Gleiche.

„Habt ihr euch schon gefragt, weshalb wir all dies machen statt zu rechnen und zu lesen?“ Mit dieser Frage schloss Mia den Tag ab und versprach, am nächsten Tag die Auflösung bekannt zu geben.

So begann auch der folgende Tag recht friedlich. Mia liess die Kinder einen Kreis bilden und alle Papiererzeugnisse in die Mitte stellen. Dann begann sie:

„Schaut euch alles an: so viele unterschiedliche Erzeugnisse. Aber eigentlich haben wir die letzten Tage erfahren, dass alle eins gemeinsam haben: sie entstanden aus einer flüssigen Masse von Wasser und Fasern. Aber ihr habt daraus etwas gestaltet, und so sehen wir nun die unterschiedlichsten Dinge. Schaut“, fuhr sie fort, „bei uns Menschen ist es das Gleiche: wir alle sind aus dem gleichen Grundmaterial gemacht. Dieses hat jedoch verschiedene Formen bekommen. Aber ihr alle seid leuchtende Seelenwesen, die unterschiedliche Gestalt angenommen haben. Nicht jedes Material eignet sich für das Gleiche, das habt ihr beim Papier und beim Karton erfahren. Deshalb müsst ihr herausfinden, wozu ihr euch besonders eignet. Daraus müsst ihr dann etwas machen, damit ein Kunstwerk entsteht. Dass ihr so verschiedene Dinge gebastelt habt, macht die Sache spannend. Jedes in sich ist besonders. Eure Aufgabe ist es, aus dem, was ihr seid, etwas zu formen. Ihr habt es in der Hand, etwas Gutes daraus zu machen. Es gab einige wichtige Personen in der Geschichte der Menschheit, die uns zu erklären versuchten, auf was wir achten müssen, wenn wir das Beste in uns entfalten wollen. Einer von ihnen hat bald Geburtstag.“

Und nun erzählte Mia von Jesus und seiner Botschaft. Dann forderte sie die Kinder auf zusammenzutragen, was einen guten Menschen ausmacht. Trotz der vielen kulturellen Unterschiede in der Klasse ergab sich schlussendlich ein recht homogenes Bild und erstaunt mussten die Kinder feststellen, dass sie eigentlich alle etwas Ähnliches anstrebten.

Die Idee, dass sie alle am Ende nur das Resultat von einem Brei aus Wasser und Fasern waren, fanden sie witzig und plötzlich begannen sie von selbst, aufkommende Streitereien damit zu beenden, indem sie einander klar machten, „du bist ja auch nur ein Brei.“ Mit viel Freude erlebte Mia, wie sich das Klima in der Klasse zu entspannen begann, ja wie sich sogar neue Freundschaften bildeten, und zwar teilweise zwischen Kindern, die früher erbitterte Feinde gewesen waren. Buchstäblich wurde in diesen Tagen Weihnachten von den Kindern inszeniert, und zwar ohne vorgegebenes Krippenspiel. Die Kinder begannen, den verbindenden Funken in sich wahrzunehmen. Was anderes sollte Weihnachten denn sein als die jährlich wiederkehrende Erinnerung an die Botschaft von Jesus, dass wir alle durch die Seelenebene in Gott verbunden sind? Der entstandene Frieden in der Klasse war die schönste Umsetzung dieser Weihnachtsbotschaft, die Mia sich vorstellen konnte. Und das Schöne daran: die Kinder zeigten, dass diese Umsetzung wirklich möglich war, für sie und somit für alle anderen Menschen auch.

Die leuchtenden Runzeln

Die Musik dröhnte durch den Raum und gab mit ihrem Bass einen klaren Rhythmus vor. Überall mühten sich zumeist recht gut gebaute Leute ab, dehnten ihre Muskeln, liessen diese an den Maschinen hart arbeiten und schwitzten vor sich hin. Es war ein friedlicher Tag, wie dies hier meistens der Fall war. Tessi liebte ihre Arbeit. Sie war als Instruktorin angestellt und half gerne den Menschen, ein angepasstes Trainingsprogramm durchzuführen. Irgendwie hatte sie es im Blut, dass sie bei den meisten auf den ersten Blick sah, wo ihre körperlichen Schwachstellen waren. Sie wusste dann in der Regel auch eine Lösung dafür, die an die Verhältnisse des Einzelnen angepasst war, so dass sich niemand überlastete. Letzteres war sehr wichtig, denn sie hatte es zumeist mit Menschen zu tun, die ehrgeizig waren und viel investierten, um ihren Körper perfekt zu formen und ihn mit Bewegung und entsprechender Ernährung fit und muskulös zu erhalten. In dieser Szene war Tessi die richtige Frau, denn ihr war es selbst ein Anliegen, gut auszusehen und mit richtigem Essen und ausgewählter Kleidung ihre Körperproportionen zur Geltung zu bringen. Das machte sie sicher und gab ihr ein gutes Lebensgefühl.

Heute hatte sie den Kopf allerdings nicht ganz bei der Sache und war froh, dass keine neuen Leute da waren, die sie intensiver betreuen musste. Eben erst hatte sie eine Anfrage von einem Altersheim bekommen, dort einen Fitnessraum aufzubauen und mit den Insassen dieses Heimes sowie auswärtigen alten Menschen Programme zu entwerfen. Dass ausgerechnet sie angefragt wurde, ehrte sie. Sie wusste auch, wie dies zustande gekommen war: durch einen Freund, der entsprechende Kontakte hatte. Zudem tönte die Sache wirklich sehr verlockend: sie würde völlig freie Hand haben. Einzig das Budget und der Raum würden ihr Grenzen setzen. Die Wahl der Geräte sowie viele andere Dinge konnte sie selbst bestimmen. Sie müsste dann allerdings ihre bisherige Arbeit kündigen, weil sie mit dem neuen Job voll ausgelastet wäre. Das reute sie ein bisschen, denn hier fühlte sie sich wohl. Um sich über das Ganze ein Bild zu machen, war sie zu einem Gespräch eingeladen. Sie musste sich nur noch entscheiden, ob sie die Sache wirklich näher betrachten sollte. Eigentlich sprach nichts dagegen, sie konnte einfach mal unverbindlich vorbeigehen. Also nahm sie sich vor, noch am selben Abend einen Termin zu vereinbaren. Als ihr das klar geworden war, wurde sie innerlich ruhiger und konnte sich wieder mehr dem Treiben in der Halle zuwenden.

Zwei Tage später sass Tessi dem Leiter des Altersheims gegenüber. Eben hatte sie mit ihm einen Rundgang durch die ganze Institution gemacht und den Raum besichtigt, der für das Training vorgesehen war. Dieser wirkte hell und die grossen Fenster erlaubten einen tollen Ausblick in die Natur. Schöner konnte man es sich kaum wünschen. Das Budget war recht grosszügig. Da

liesse sich also einiges machen. Natürlich war sie auch einigen Insassen begegnet. Teilweise wohnten sie noch selbständig in Alterswohnungen, teilweise mit mehr Betreuung in Studios. Während die einen noch sehr rüstig wirkten, sah man anderen an, dass sie nicht mehr ganz selbständig leben konnten. Die meisten wirkten aufgestellt und teilweise sogar fröhlich.

Je länger Tessi aber hier sass, umso mehr beschlichen sie plötzlich Zweifel. Was sollte das Ganze eigentlich? Sie war es gewohnt, Menschen zu helfen, ihren Körper mit gezieltem Training so aufzubauen, dass sie eine sehr erfreuliche Erscheinung darstellten. Aber hier? Alles mehr oder weniger runzlige Gestalten mit mehr oder weniger hängendem Gewebe, die Beweglichkeit teilweise arg eingeschränkt. Was sollte sie mit diesen Leuten anfangen? Wozu sollte es gut sein, einen Körper zu trimmen, bei dem schon so vieles im Argen lag und wo kaum mehr taugliche Ergebnisse erzielt werden konnten?

Als könnte der Heimleiter ihre Zweifel sehen, begann er, von Studien zu erzählen. Man hatte nämlich herausgefunden, dass durch ein solches Training die alten Leute länger selbständig blieben, geistig reger und psychisch stabiler waren sowie weniger Schmerzen hatten. Tessi musste sich eingestehen, dass sie an solche Dinge gar nicht gedacht hatte. Irgendwie hatte sie einfach alles rund um das Thema Altersheim verdrängt, das sah sie nun deutlich. Eigentlich hatte sie es ja von Anfang an gewusst, dass sie mit Senioren zu tun haben würde, die nicht mehr einen Traumbody erarbeiten konnten. Aber die Idee, selber etwas aufbauen zu können, hatte sie dermassen in Beschlag genommen, dass sie alles andere ausgeblendet hatte. Nun wurde ihr mit einem Mal bewusst, dass sie davon auch gar nichts hatte wissen wollen, weil es ihr nämlich ein grosses Unbehagen machte. Jetzt jedoch, wo sie da sass, kam sie nicht mehr darum herum, sich dieser Beklommenheit zu stellen. Ihr wurde klar, dass sie sich noch nie wirklich überlegt hatte, dass ihr Körper vielleicht auch einmal nicht mehr so knackig sein würde, und das machte ihr Angst. Sie wurde sehr still, hörte einfach nur noch höflich zu, bis sie der Leiter schliesslich verabschiedete und sie bat, sich die Sache noch einmal gründlich zu überlegen und ihm dann Bescheid zu geben.

Auf dem Heimweg wirbelte ihr eine Menge durch den Kopf. Sie konnte kaum einen vernünftigen Gedanken fassen. Erst zu Hause vermochte sie sich bei einer Tasse Tee zu beruhigen. Ja, da stand sie nun plötzlich vor der Tatsache, dass auch sie älter wurde und einmal runzlig war.

Eines musste man Tessi lassen: obschon sie in gewisser Hinsicht oberflächlich war, ging sie Problemen nie aus dem Weg, sondern suchte nach Möglichkeiten, sie zu lösen. Sie wollte mit eigenen Augen sehen, was Altern bedeutete und setzte sich deshalb bereits am nächsten Tag in die Kaffeestube des Altersheims. Da beobachtete sie bei einem heissen Gewürztee das Treiben rund um

sie. Entgegen ihrer Vorstellung traf sie kaum auf verbitterte griesgrämige Menschen, sondern es herrschten eine gewisse Heiterkeit und ein fröhliches Geschnatter. Sicher gab es auch vergränte Leute, aber die gab es überall. Plötzlich - ganz unvermittelt - erschien in Tessis Kopf ein Bild, das sie schon fast vergessen hatte: eine runzlige alte Frau mit einem wundersam lieben Gesicht sass auf einem Korbstuhl und verbreitete eine emotionale Wärme, welche der damals kleinen Tessi ein tiefes Gefühl der Geborgenheit vermittelte. Sie erinnerte sich nicht mehr so gut an ihre Grossmutter, aber alle ihre Bilder von ihr beinhalteten dieses Strahlen, das dem Gesicht und vor allem den Augen dieser Frau entströmte.

Tessi konnte sich erinnern: es war, als würde irgend eine Energie in diesem Körper hausen, die durch die Haut und die Augen nach aussen drang, eine Energie, die Tessi nicht richtig zu fassen vermochte. Und jetzt konnte sie es wieder sehen: einige Menschen schienen genau diese Energie zu haben. Viele machten jedoch einen stumpfen Eindruck. Diejenigen, welche die lebendige Energie ausstrahlten, begannen sogar in einer gewissen Weise schön zu wirken. Erstaunt über diesen Blickwechsel schaute sich Tessi die Menschen um sich herum sehr intensiv an. Wie hatte sie dies nur vergessen können?

Plötzlich war ihr unerklärlich, wie sie in ihrer Jugend auf die Idee hatte kommen können, dass der Körper die Persönlichkeit bildete. Hier sah sie etwas anderes, und bei ihrer Grossmutter hatte sie dieses Andere sehr intensiv erfahren. In der Pubertät tauchte dann der Wunsch auf, jemand zu sein. Und da ihr Körper wohl proportioniert und ihr Erscheinungsbild äusserst gefällig waren, nutzte sie diesen Umstand und baute ihr Gut gezielt aus. Damit kam sie in der Gesellschaft an und genoss entsprechende Vorteile. Dieser Umgang mit sich und dem Leben führte schliesslich auch zu ihrer Berufswahl, womit gegenwärtig ihr ganzes Streben auf die Perfektion der Körperlichkeit zielte. Jetzt sass sie da und musste erkennen, dass es etwas gab, das den runzligsten Körper plötzlich liebenswert machte. Natürlich hatte sie in der Religion gelernt, dass es eine Seele gab und diese den Körper belebte, aber das hatte sie nicht so sehr interessiert. Nun schien es ihr, als erkenne sie das Ding, das man Seele nannte, in diesen alten, verbrauchten Körpern. Nachdenklich stand Tessi auf und lief nach Hause. Draussen hatte es zu schneien begonnen. Die Kälte wirkte beruhigend auf ihr überhitztes Gemüt, so dass sie innerlich langsam ruhiger wurde.

Nachdem sie zu Hause angekommen und sich etwas Kleines gekocht hatte, wurde es Tessi immer klarer: sie wollte diese Stelle haben. Sie wollte sehen und erfahren, wie die Seele in diesen Körpern wirkte. Obschon diese zwar schon runzlig und teilweise schlaff erschienen, waren sie offensichtlich noch immer in der Lage, dieses Lebendige zu beherbergen. Tessi wollte wissen, was es mit dieser Energie auf sich hatte, wollte ihre eigene kennenlernen. Sie

mochte nicht mehr eine inhaltslose Hülle sein. Jetzt galt es zu entdecken, wo das Leben wirklich herkam. Ja, woher kam es eigentlich? War dieses Licht wirklich das, was man Seele nannte? Wenn ja: warum strahlten einige Leute mehr davon aus als andere? Was machten sie anders? Was musste sie folglich tun, wenn sie viel davon haben wollte? Sie erinnerte sich einfach, dass ihre Grossmutter sehr viel von diesem Licht ausgestrahlt und klein Tessi das als uneingeschränkte Liebe wahrgenommen hatte. War diese Erfahrung etwa ein Schlüssel für all diese Fragen?

Bei diesem Gedanken traf sie unvermittelt das Licht des Weihnachtssterns, den sie in ihrem Fenster aufgehängt hatte und der via Schaltuhr eben gerade eingeschaltet worden war. Ob er ihr wohl etwas sagen wollte?

Es braucht nur ein Ja

Hier sass er nun also, im Knast. Das hatte er wahrlich nicht gesucht. Oder etwa doch? Irgendwie war er sogar froh gewesen, als die Falle zugeschnappt und er abgeführt worden war. Er hatte Mist gebaut, hatte das Schicksal herausgefordert. Das war ihm bewusst. Und jetzt hatte er den Schlamassel: täglich sah er sich mit Grenzen konfrontiert, die er sich nicht selbst hatte setzen können. Oder vielleicht nicht wollen? Die Mauern der Zelle engten ihn ein. Aber irgendwie wirkten sie auch tröstlich. Ärgerlich schüttelte er den Kopf: Seit wann war er denn sentimental?

Begonnen hatte es schon vor Jahren. Mit viel Einsatz hatte er sich als junger Mann von der Basis in die oberen Etagen hochgearbeitet. Dann, eines Tages, war die Verlockung da gewesen: es war so leicht, ein kleines Bisschen Geld abzuzweigen. Wem tat dies schon weh? Bei diesen hohen Beträgen, mit denen er täglich arbeitete, waren es wirklich nur winzige Summen. Weil alles so einfach ging, wurde er mit der Zeit dreister. Seine Ansprüche begannen zu wachsen, sein neuer Lebensstil war kostspielig. Im Grunde genommen wäre alles nicht nötig gewesen. Wenn er ehrlich sein wollte, hatte er alles, was er sich einmal erträumt hatte: eine liebe Frau, drei reizende Kinder, auf die er echt stolz war, und ein hübsches Häuschen mit Garten.

Verglich er mit dem Standard, den er als Kind genossen hatte, war es paradiesisch. Doch diese Extras – kleine Yacht im Ausland, eine luxuriöse Wohnung hier, ein kleines Ferienhäuschen dort, überall Frauen, die ihn anhimmelten – das alles gab ihm das Gefühl, wichtig und weltmännisch zu sein. Seine Grosszügigkeit verlieh ihm eine Aura der Wohltätigkeit, die ihm schmeichelte. Es war gar nicht einfach gewesen, dies alles zu verheimlichen. Seine Familie hatte schlussendlich akzeptiert, dass er beruflich einfach häufig unterwegs war.

Tja, nun war der ganze Schwindel aufgefliegen. Er sah noch immer die grossen und ungläubig blickenden Augen seiner Frau, als sie ihn holen kamen. Die Kinder taten ihm leid, sie wirkten völlig verschreckt. Sie konnten ja noch nicht verstehen, was da vor sich ging. Mittlerweile hatte sich seine Frau von ihm distanziert, wollte offensichtlich nichts mehr von ihm wissen. Zudem schirmte sie die Kinder völlig ab, so dass er sie nicht mehr zu Gesicht bekam. Das tat weh, denn er liebte sie sehr. Sie waren sein ganzer Stolz. Aber irgendwie konnte er es seiner Gattin nicht einmal verübeln. Vielleicht würde er gleich handeln.

Nun musste er sich mit Gericht, Anwalt und Gefängnisalltag herumschlagen. Das behagte ihm nicht besonders. Vor allem die langen Stunden des Alleinseins, des Nichtstuns, setzten ihm zu. Seine Zelle kannte er inzwischen in- und auswendig. Jede Unebenheit der Wände hatte er bereits studiert. Das Muster

der Platten auf dem Fussboden hätte er wohl auswendig aufzeichnen können. Die Arbeit in den Werkstätten fand er auch nicht gerade erhebend, aber immerhin erlöste sie ihn von der Eintönigkeit. Das Essen war ordentlich, einfache Hausmannskost eben. Mit den anderen Häftlingen konnte er nicht besonders viel anfangen. Die meisten hatten nur kleine Delikte begangen und waren eher simple Gemüter.

Er seufzte. Und das alles vor Weihnachten. Nicht dass er mit solchen Festen viel am Hut hatte. Aber die Kinder! Ihre Vorfreude, ihre leuchtenden Augen, das alles hatte sein Herz jeweils mit Wärme und Freude erfüllt. Er musste zugeben, dass man sich im Gefängnis Mühe gab. Immerhin waren die Gemeinschaftsräume geschmückt. Aber ihm persönlich brachte solcher Firlefanz nicht viel. Einmal war sogar ein Frauenverein gekommen und hatte einen Adventsnachmittag gestaltet. Im Grunde genommen fand er solche Veranstaltungen dämlich. Um aber der Einsamkeit der Zelle zu entfliehen, hatte er trotzdem teilgenommen. Hinterher musste er zugeben, dass die Frauen es gar nicht so schlecht gemacht hatten. Irgendwie war er anschliessend fast ein bisschen zufriedener gewesen.

Nachdenklich legte er sich auf sein Bett und starrte an die weisse Decke. Was konnte er von seinem Leben noch erwarten? Er war sich bewusst: selbst wenn er seine Haft in einigen Jahren würde abgesessen haben, war seine Zukunft ruiniert. Wer wollte schon etwas mit einem Menschen zu tun haben, der sich die Hände so sehr beschmutzt hatte? Wahrscheinlich endete er dort, wo er begonnen hatte: in ärmlichen Verhältnissen, ohne grosse Aussicht auf irgendwelchen Erfolg, am Rande der Gesellschaft. Ja, so hatte er es in der Kindheit erlebt. Allerdings musste er seinen Eltern zugutehalten, dass sie völlig ehrbare Menschen waren. Die Nachricht über die Entgleisung ihres Sohnes musste sie sehr getroffen haben. Bis jetzt hatte er noch nicht die Möglichkeit gehabt, mit ihnen in Kontakt zu treten. Ob sie dies überhaupt wollten? Und ob er es überhaupt wollte? Er konnte es noch nicht sagen.

Die einzige Person aus seinem Verwandtenkreis, die er bald sehen würde, war seine Schwägerin. Sie war Anwältin und hatte sich sofort eingeschaltet, als seine Verhaftung bekannt wurde. Ausgerechnet sie, gegen die er eine gewisse Abneigung hegte. Deshalb hatte er sie zuerst abgewimmelt, wollte nicht, dass sie sich einmischte. Doch als er erkannte, dass sein Pflichtverteidiger zu nichts taugte, nahm er das Angebot zähneknirschend an. Immerhin war sie eine der Besten in ihrer Branche. Es wäre ja idiotisch, sich gegen eine solche Chance querzustellen.

Doch eben, er mochte sie nicht. Irgendwie konnte er es ihr nicht verzeihen, dass sie seinen Bruder geheiratet hatte. Dadurch war einer seiner besten Kum-

pel nicht mehr frei verfügbar. Das gab ihm das Gefühl, eine wichtige Vertrauensperson verloren zu haben.

Nun würde er also das zweifelhafte Vergnügen haben, diese Frau zu treffen, und zwar schon in wenigen Minuten. Warum sie dieses Amt auf sich nehmen wollte, konnte er sich nicht erklären. Immerhin war er nun ein pechschwarzes Schaf in der Familie.

Als er geholt wurde, war ihm ein bisschen mulmig zumute. Seine Schwägerin sass schon da, hatte einen Stoss Akten vor sich liegen und blickte ihm freundlich entgegen. Verunsichert erwiderte er ihren Gruss. Wie konnte sie so nett sein? Schliesslich war er nun ein Verbrecher. Doch das schien sie nicht zu beeindrucken. Sofort machte sie ihm klar, dass sie mit ihm zusammenarbeiten wolle und ihr Möglichstes tun werde, seine Strafe in einem tiefen Bereich zu halten. Anschliessend sei sie daran interessiert, seine Reintegration in die Gesellschaft zu begleiten. Sie habe genügend Beziehungen, damit sie ihm dort helfen könne. Völlig perplex schaute er sie an. Wo blieb die Standpauke? Oder zumindest die Verachtung in ihrer Stimme oder ihrem Blick? Oder vielleicht eine unterschwellige Anklage? Da seine Mimik Bände sprach, lachte sie und meinte: „Ich weiss, was du von mir erwartest. Vergiss es! Du bist ein Mensch wie ich auch. Der einzige Unterschied: du hast dich zu etwas verleiten lassen, das dich nun einiges kosten wird. Aber ich weiss, dass das nicht wirklich du bist. Ich weiss, dass du ein guter Kerl bist und ich mag dich halt trotz allem. Immerhin bist du mein Schwager und gehörst zur Familie. Auch deine Eltern teilen diese Meinung. Mit deiner Frau sind wir in Kontakt, sie steht noch unter Schock. Also arbeite an dir und lass den Rest uns machen.“

Dieser „Rest“ war vorerst eine kurze Sache. Sie wollte nur noch einige Fakten von ihm wissen, dann packte sie ihre Papiere wieder ein, setzte den nächsten Termin fest und verabschiedete sich.

Völlig perplex ging er in seine Zelle zurück. In seinem Kopf begann es zu drehen. Und plötzlich passierte etwas, das er seit seiner Kindheit eigentlich nicht mehr gekannt hatte: die Tränen rannen ihm über die Backen. Es wurden fortlaufend mehr und schliesslich kam das Weinen tief aus seinem Bauch heraus. Es wurde immer heftiger und bald schüttelte es ihn richtiggehend. Auf einmal fiel wie eine Lähmung von ihm ab. Es war, als würde er aus einer langen Trance erwachen. Was war nur mit ihm passiert? Wie hatte er sich in so etwas verstricken können? Welche Geister hatten ihn da geritten? Er begann, laut und heftig zu schluchzen. Er konnte einfach nicht verstehen, warum er all dies angerichtet hatte. Er schämte sich zutiefst. Wie konnte er den anderen Menschen je wieder ins Gesicht schauen, oder – noch schlimmer – wie war es möglich, sich selbst wieder ins Gesicht zu schauen? Langsam ebbte der Heul-

krampf ab, es wurde ruhiger in ihm. Erschöpft blieb er mit geschlossenen Augen liegen.

Plötzlich sah er die Gesichter der Kinder vor seinem inneren Auge. Sie wirkten so unschuldig und schienen von innen heraus zu leuchten. Dabei konnte er richtiggehend spüren, wie sehr dieses Licht sie an ein Leben, an eine Zukunft glauben liess. Auch wenn ihre Phantasien manchmal ein bisschen unrealistisch waren: es steckte viel Kraft in diesem Glauben, und diese Kraft hatte auch ihn getragen, an eine gute Zukunft glauben lassen. Nun hatte er alles zerstört. Oder vielleicht doch nicht? Gab es vielleicht noch eine Chance? Seine Schwägerin hatte ihm klar und deutlich gesagt, sie würde ihm helfen. Und was diese Frau in die Hände nahm, gelang auch. Davon hatte er sich schon mehrfach überzeugen können. Er musste nur noch ja sagen, ja zu einer Zukunft.

Unvermittelt spürte er ein Sehnen danach, Weihnachtslieder zu hören, Kerzenlicht zu sehen und die Weihnachtsgeschichte zu lesen. War er nun etwa übergeschnappt? Brauchte er vielleicht einen Psychiater? Doch nein, irgendwo, tief in sich spürte er: etwas hatte sich verändert. Er wollte wieder leben und lieben. Er wollte seinen Kindern wieder Vater sein, seiner Frau wieder ein Ehemann. Und dieses Gefühl passte irgendwie zu Weihnachten. Er wusste zwar nicht warum, aber es war ihm auch egal. Es war einfach so. Ab jetzt würde er dieses Fest der Musik, der Lichter und der Verheissungen immer in seinem Herzen tragen. Es war von nun an untrennbar mit seinem Ja zu einem neuen Leben verbunden. Er wusste, dass er einen weiten Weg zu gehen hatte, aber er war bereit dafür. Dieses Licht, das seine Kinder trug, würde auch ihn tragen.